

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 14 (1936-1937)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIV. Jahrgang, Heft 6 – November 1936

Preis der Einzelnummer Fr. –.50

Jahresabonnement Fr. 5.–

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Poly-Tag

Freitag, den 20. November 1936

Programm:

Patronat: Rektor Prof. Dr. C. F. Baeschlin

10 Uhr: Feier im Auditorium Maximum der E. T. H.

21 Uhr: Ball im Grand Hotel Dolder.

Musik:

„The Swiss Collegians Zürich“

(The new academic dance orchestra)

„Bruno Canavesi“

(Die bekannte Tessinerkapelle)

„Urnäscher Streichmusik“

(die erste schweizerische volkstümliche Kapelle)

Hauskapelle des Grand Hotel Dolder

AKADEMISCHE GEMEINSCHAFT.

Auf der Hochschule sind die äußeren Voraussetzungen zur Gemeinschaft so günstig, wie man sie sich nur denken kann.

So steht in einem kürzlich erschienenen Buche von Dr. Adolf Guggenbühl*, dem bekannten Herausgeber des „Schweizer Spiegel“, zu lesen. Es braucht heute Mut dazu, ein Buch über Wesen und Schicksal der Gemeinschaft in der Schweiz — denn auf die Schweiz beschränkt sich der Verfasser mit Recht — zu schreiben. Mut, weil Gemeinschaft einer jener leider immer zahlreicher werdenden Begriffe ist, die seit einiger Zeit dauernd abgewertet werden. Verschiedenstes wird heute im Namen der Gemeinschaft gefordert; zum Beispiel hätten sich unsere Väter von 1833 und 1848 sicher nicht träumen lassen, daß einmal unter der Losung wahrer Volksgemeinschaft zum Kampfe gegen die Demokratie aufgerufen würde. Man tut also auf jeden Fall gut daran, heutzutage etwas behutsam mit der „Gemeinschaft“ umzugehen. Und man lasse jedes Pathos aus dem Spiel, denn Gemeinschaft ist — von ihren besonderen heroischen Formen abgesehen — eine Sache des Alltags, des Du und Ich, eine Frage meiner Beziehungen zum Nächsten, und daß diese Beziehungen — vorab in der Schweiz — vorwiegend pathetischer Natur seien, hat sich bislang noch nicht herumgesprochen.

Das ist gerade das Besondere, Treffsichere, an dem sehr lesenswerten Buche Guggenbühls, daß es sich nicht in abstrakten Untersuchungen verliert, sondern das Thema sehr konkret anpackt. Da ist von Wirtstischen die Rede und vom 1. August, von der S.B.B. und von Alphornbläsern, von Heiratsanzeigen und politischen Versammlungen. Bezeichnend ist, daß sich jeder unvoreingenommene Leser bei manchem Kapitel „betupft“ fühlen muß und merkt, wie sehr wir uns schon an Zustände gewöhnt haben, die das Resultat einer verwerflichen Entwicklung sind, und wie anders es zu unser aller Nutz und Frommen sein könnte und vielfach einmal war. Guggenbühls Buch ist im guten und strengen Sinne konservativ. Das mag

* Adolf Guggenbühl: Zerfall und Erneuerung der Gemeinschaften; Schweizer Spiegel Verlag Zürich.

jene erstaunen, die den Autor mit Recht unter die Jungen der Schweiz einreihen. Es mag aber für die vor allem in Rede stehenden Gemeinschaften — Familie, Staat — ungleich dringender sein, den gewachsenen, gesunden Kern herauszuschälen, als mit neuen Postulaten — und wären sie noch so vielversprechend — aufzuwarten.

Eine Kritik des schweizerischen Gemeinschaftslebens, wie sie Guggenbühl unternommen hat, wäre unvollständig, würde darin nicht auch der akademischen Gemeinschaft gedacht. Was der Verfasser darüber auf einem knappen Dutzend Seiten sagt, ist zwar für Hochschule und Studentenschaft wenig schmeichelhaft, in sachlicher Hinsicht aber ohne Zweifel zutreffend. In einer Beziehung aber scheint uns die akademische Gemeinschaft eine Sonderstellung einzunehmen, der bei jeder Kritik Rechnung getragen werden sollte: Das Gemeinschaftsleben auf der Hochschule wird wie kaum ein anderes unmittelbarer Ausdruck der geistigen Situation, der Strömungen und Nöte der Gegenwart sein; es wird für manche langsamere, aber breitere und tiefere Entwicklung im Volke als Barometer dienen können. Es ist sehr empfindlich, reagiert oft rasch und stark auch auf Einflüsse zweiter Ordnung, die an andern Gemeinschaften spurlos vorübergehen können; es weist in die Zukunft. Es scheint mir deshalb, daß es für die akademische Gemeinschaft verfehlt wäre, Vergangenen nachzusinnen und zu versuchen, eine verlorene Gemeinschaft aus mühsam ausgegrabenen Bausteinen eines fast vergessenen Hauses zu restaurieren.

Es ist immer dann etwas Faules um den Zauber der „entschwundenen Burschenherrlichkeit“, wenn dieser von J u n g e n nach-geträumt und -getrauert wird. Eine Jugend, die sich nicht beglückwünscht in ihrer Zeit zu leben, ist dieses Namens nicht würdig, und wenig ist von ihr zu hoffen. Selbst die unleugbare und sicher gerade auch auf der akademischen Jugend lastende Wirrnis unserer Zeit darf uns nicht Anlaß werden, neidvoll zurück zu schauen. Diese Gefahr ist übrigens solange nicht groß, als noch einige Auswege, einige Möglichkeiten des Weiter- und Fortkommens, der Gesundung, der Neu-Schöpfung und -Erstarkung sichtbar sind, denn die Jugend ist ihrem Wesen nach nicht konservativ und erst recht nicht reaktionär. Nur wenn der Ein-

druck des Chaotischen, Aus- und Durcheinanderstrebenden der maßgebenden Komponenten unserer geistigen Lage jeden Glauben und jede Hoffnung auf Ausblicke nach vorn und nach oben überwiegt, wird auch die Jugend den Rückzug antreten müssen. Nur wer die Schwierigkeiten und das Gewicht der Probleme unserer Tage überschätzt und die Dinge tragischer nimmt, als sie sind, kann der Auffassung sein, daß die schweizerische akademische Jugend grundsätzlich in einer geistigen Verfassung sei, in der sich ein solcher Rückzug, eine Reorientierung, ein Wiederbeginnen bei Gewesenem, längst überholt Geglaubtem, als einziger Ausweg aufdrängt.

Womit nicht gesagt sein soll, daß es um unsere Gemeinschaft gut bestellt sei und wir selbstzufrieden und gemütlich auf unseren trauten Bahnen — jeder auf seiner eigenen natürlich! — ungestraft weiter schlitteln dürfen. Im Gegenteil, eine Bestandesaufnahme unserer Tugenden und Sünden, eine Prüfung, wohin uns die Wege führen, auf denen wir heute — der eine mit größeren, der andere mit kleineren Zweifeln — wandeln, kann nur nützen.

II

Der Student war und ist zu allen Zeiten — ich spreche von der Schweiz — in einer ganz außerordentlichen, beneidenswerten Lage. In einem Alter, in dem sein Kamerad von der Volksschulbank längst seinem täglichen Brot nachgeht und sich mit den Mühsalen des Tages herumschlägt und nützliche aber meist bittere Erfahrungen die Menge sammelt, kann er die ungebrochene und ungehemmte Kraft seiner Jugend der Ausdehnung seines Wissens, der Bildung seines Geistes, seines Charakters, seiner Persönlichkeit widmen. Er k a n n, wenn er will; aber dieses Können wird hier zum Müssen, zur Pflicht nicht nur gegenüber dem zahlenden Herrn Vater, sondern in viel höherem Maße gegenüber dem Volke, das einem jungen Menschen mit einem ungeheuren Vertrauensvorschuß die Tore seiner Hochschulen öffnet. Wer dieses Vertrauen mißbraucht, sich ein paar angenehme Jährchen leistet, aus seinem Studententum nur Annehmlichkeiten, ein flottes oder seichtes Leben, aber keine Pflichten und möglichst hochgespannten Anforderungen an sich selbst herleitet, ist kein Student, aber ein Lump. Gewiß, der

Typus des Lotterstudenten ist heute erfreulich selten — es darf wohl sogar gesagt werden: seltener als früher —, aber der wunde Punkt liegt nicht hier, sondern bei der eindeutig feststehenden Tatsache, daß eine große Mehrheit der Studenten es zwar mit diesen ihren Pflichten ernst nimmt, sie aber viel zu eng begrenzt; aus Bequemlichkeit?, der Not gehorchend?, aus weltanschaulichen Gründen? Eines ist sicher, und da liegt das Aufsehererregende und Gefährliche unserer Lage und ihrer weiteren Entwicklung: Es ist jedem Einzelnen der genannten Mehrheit erstaunlich wohl dabei! Es ist ihm wohl, er ist mit sich und der Welt zufrieden, wenn er den wissenschaftlichen Anforderungen der Hochschule Genüge leistet, sich daneben aber durch eben diese Hochschule schlängelt, als ob sie und er allein da wären. Er vermeidet mit viel Geschick und Erfolg mit seinem Nachbar zur Rechten und zur Linken mehr als unumgänglich in Berührung zu kommen. Er ist korrekt, drängt sich nicht vor, läßt dem andern sein Plätzchen an der Sonne. Kurz, um einen etwas starken Vergleich zu gebrauchen, große Teile der Studentenschaft bieten das beruhigende Bild eines Aquariums wohlerzogener Fische.

Ich höre ein ungewöhnlich kräftig protestierendes **A b e r**: Das geistige und gesellige Leben an unseren Hochschulen ist doch äußerst rege, die Vereinigungen sind Legion, ihre Zielsetzungen denkbar mannigfaltig; haben wir nicht alles von schlagenden Verbindungen bis zu Tanzkränzchen, von Oxfordgruppen zu Bridgeclubs? Der Einwand ist nicht leicht zu nehmen, man muß sich mit ihm auseinandersetzen; wie könnte man auch über Gemeinschaft in der Schweiz schreiben, ohne dem Verein ein Sträußchen zu binden?

Da sind vor allem die Verbindungen. Wenn sie heute auch nur noch einen Bruchteil der Studentenschaft umfassen, können sie doch für sich in Anspruch nehmen, die Pflege akademischer Gemeinschaft durch Jahrzehnte hindurch hochgehalten zu haben. Zu Zeiten, als der „Wilde“ die Ausnahme bildete und oft mit Eigenbrötler treffend umschrieben wurde, stellte denn auch das Verbindungswesen in seiner Gesamtheit den integrierenden Teil des akademischen Gemeinschaftslebens. Daß sich die Rolle und Bedeutung der Verbindungen wesentlich gewan-

delt hat, seit sie zur ausgesprochenen Minderheit wurden, liegt auf der Hand. Es muß darüber hinaus leider sogar festgestellt werden, daß gerade die Verbindung in der Zeit des Niedergangs des Gemeinschaftsgedankens versagt hat. Statt der unheilvollen Zersplitterung und restlosen Individualisierung der Studentenschaft durch mutvolles Eintreten auf die Probleme der neuen Zeit entgegen zu wirken, sich anpassungsfähig, lebendig und destruktiven Strömungen gewachsen zu zeigen, flüchteten sie sich in eine reichlich weltferne Exklusivität (mit einer rühmlichen Ausnahme) und lebten einer Tradition, die ehemals nicht nur Form war, die aber in unserer Zeit niemals mehr grüne Zweige treiben wird. Damit trat die Verbindung — soweit ihre Bedeutung für das gesamtstudentische Gemeinschaftsleben in Rede steht — in die Reihe all der andern unzähligen Studentenvereine, die sich irgend eine Spezialaufgabe gestellt haben, dem Gedanken der akademischen Gemeinschaft als solchem aber gleichgültig oder nicht selten ablehnend gegenüber stehen.

Wie, wären also all diese Klubs und Vereine nicht als Kondensationskerne der geforderten Gemeinschaft anzusprechen und daher zu begrüßen, ihre Vervielfachung anzustreben um so schließlich fast mühelos — wann und wo ließe sich in der Schweiz nicht noch ein Verein gründen? — ans Ziel zu kommen? Nein! Abgesehen von der unwichtigen Tatsache, daß auch die Gesamtheit der in irgend einem studentischen Verein eingeschriebenen Kommilitonen kaum mehr als etwa ein Viertel der Gesamtstudentenschaft umfassen dürfte, stehen auch unsere Vereine unter dem alles beschattenden Zeichen eines zu weit gediehenen Individualismus. Der eine spielt gerne Schach, der andere schwärmt für Paneuropa, der dritte kämpft gegen irgend einen Terror, allen aber ist eines gemeinsam: sie scheren sich in der Regel — mit Verlaub! — den Teufel um das, was außerhalb ihres höchsteigenen Interessenkreises liegt. Ein innerer Zusammenhang zwischen all diesen an sich durchaus begrüßenswerten Unternehmungen fehlt vollständig; von einer Unterstützung oder wesentlichen Bereicherung des Gemeinschaftslebens kann kaum gesprochen werden. Veranstaltungen, die sich wie die von der Studentenschaft der Universität seit Jahren betreuten Vortragsabende an die ganze Studentenschaft

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen. Gegen Ausweis wird auf dem Einkauf für den eigenen Gebrauch die vereinbarte Vergünstigung gewährt.

Der Buchhändlerverein Zürich.



Jeden Tag Tee-Konzerte

Samstags 4—6 Thé dansant

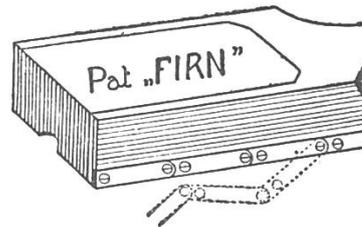
Donnerstag und Samstag 9—11 Soirée dansante



PKZ - Smokings
Fr. 98.-, 120.- bis 210.-

PKZ
Bahnhofstraße 51

„FIRN“ SKI-KANTE



aus Messing, Stahl oder Leichtmetall

Vorzüge:

1. Infolge der kurzen Glieder $\frac{1}{2}$ Länge
keine Verletzungs-Gefahr bei Skibruch **10.-**
2. Schärfste Griffigkeit auf
hartem Schnee und Eis $\frac{1}{4}$ Länge
3. Einfachste Montage ohne
besondere Fräser **19.-**

Wo nicht erhältlich auch für Wiederverkäufer



Rämistraße 3 - Bellevue-Platz - ZÜRICH
Verlangen Sie den Prospekt!



ED. TRUNINGER

Lichtpausanstalt

URANIA

ZÜRICH 1, Uraniastraße 9

Telephon 32.332

Spezialabteilung: Photokopie u. Photo-
druck - Modernste Anlage für Zinkdruck
Ein- und Mehrfarbendruck - Kataloge
Massenauflagen etc.

wenden, werden von uns trotz der hervorragenden Qualität des Gebotenen nur spärlich besucht. Niemand wird bestreiten, daß eine gewisse äußere organisatorische Betriebsamkeit im geselligen Leben an unseren Hochschulen nicht über die betrübliche Tatsache hinwegtäuscht, daß von einer Integration der dreitausend Schweizerstudenten in Zürich zu einer gemeinschaftsbildenden und -tragenden Studentenschaft nur wenig zu spüren ist. Das ist keine sehr erfreuliche Feststellung, aber es hat keinen Sinn, sie totzuschweigen oder zu leugnen.

III

Anlässlich der Hochschulwoche für Landesverteidigung erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung“ ein Artikel, in dem zu lesen stand, daß sich die Studentenschaft endlich wieder zu Vaterland und Landesverteidigung zurückgefunden habe. Das war eine Verleumdung. Wenn in der schweizerischen Studentenschaft in der Flucht der geistigen Wandlungen seit 1918 eines unangetastet blieb, so war es stets die als selbstverständlich aufgefaßte Bereitschaft zur Erfüllung ihrer militärischen Pflichten. In dieser Beziehung unterscheidet sich der Schweizerstudent vorteilhaft und scharf von der Mehrzahl der Kommilitonen in andern Ländern; wir machen nicht in Hurratriotismus, wir pendelten im vergangenen Jahrzehnt aber auch nicht vom integralen Pazifismus zum totalen Militarismus. Die Tradition der wehrwilligen Schweiz ist zu stark und zu lebendig, als daß sie innerhalb der Studentenschaft — schließlich sind wir in erster Linie Schweizer und in zweiter Studenten — und ihrer geistigen Entwicklungen Schaden nehmen könnte. Das muß gesagt werden um dem ehrenrührigen Gerücht Einhalt zu gebieten, das sichtbare Band schweizerischer Gemeinschaft, die Armee, das sich in gleicher Stärke und Breite durch Fabriken und Banken, durch den Bauernhof und die Hochschule zieht, wäre ausgerechnet bei uns jemals geschwächt worden.

Der Student als Staatsbürger hat noch andere als nur militärische Pflichten. Er hat deren sogar wesentlich mehr als sein nichtstudentischer Miteidgenosse. Wäre er sich dieser Pflichten und seiner Verantwortung in vollem Umfang und jederzeit bewußt, so würde das Staatsbürgertum des Stu-

dentem zu einem Hauptpfeiler der akademischen Gemeinschaft.

Wenn ein schweizer Politiker in die für ihn unangenehme Lage kommt, zu einem studentischen Gremium zu sprechen — was selten genug vorkommt —, so unterläßt er nie, die angesichts der bekannten wirtschaftlichen Lage weitester jungakademischer Kreise fast frivol anmutende Paraphrase von den „zukünftigen Führern“ des Volkes — die da vor ihm säßen — zu sprechen. Laßt uns mit diesem Politiker nicht darüber rechten, was er und seine Kollegen in den Legislativen seit 50 Jahren vorgekehrt haben, um diese — sicher nie nur rein beruflich gedachte — „Führermission“ des Studenten auf der Hochschule vorbereiten und ausbilden zu lassen! Schimpfen wir mal ausnahmsweise entgegen ältester Schweizertradition nicht vor allem und ausgiebig über die andern, sondern fragen wir uns lieber, ob und wie wir selbst vorbereitet oder uns zu rüsten bereit sind, um im Leben nicht nur den selbstverständlichen Anforderungen beruflicher Tüchtigkeit gewachsen zu sein, sondern darüber hinaus in allen Lagen und in jeder Beziehung das zu sein und jenen Anforderungen zu entsprechen, die der Mann aus dem Volke trotz eines gelegentlich zutage tretenden Mißtrauens doch immer noch an einen Akademiker, einen „G'studierten“, mit Recht stellt. Sind wir bereit, gerüstet, in der Lage, jederzeit und jeder an seinem Platz eine Haltung einzunehmen, die die immer größer werdenden Gegensätze mannigfaltiger Natur innerhalb unseres Volkes nicht vertiefen, versteifen, aber überbrücken hilft? Sind wir es, die einmal bereit sind, Kleines vor Großem, Persönliches vor Allgemeinem beispielgebend zurückzustellen? Wir nennen uns Eidgenossen; ein Ehrenname, von den Vätern übernommen. Sind wir gewillt, uns seiner nicht nur an Schützenfesten, sondern im Alltag zu erinnern? Existiert für uns der Rütlichswur nur noch im Schauspielhaus, oder werden wir seiner eingedenk bleiben, wenn der Nächste einmal anderer Meinung ist als wir?

Das sind Fragen für die Zukunft. Von ihrer Beantwortung durch die Tat wird nicht wenig für unser Land abhängen. Ihre heutige Bejahung wäre nicht mehr als ein Versprechen, als ein hoffnungsvolles In-die-Zukunft-Blicken, ein guten Willens aus-

gestellter Wechsel. Überlassen wir seine Einlösung der Zukunft. Wir können auf Spekulationen verzichten und in der Gegenwart lesen, welch vielversprechendes Geschlecht wir etwa für ebendiese Zukunft sein könnten. Nie werden wir die oben skizzierte Haltung einnehmen, wenn sie sich nicht heute schon innerhalb der akademischen Gemeinschaft manifestiert. Greifen wir ein Beispiel heraus; wir leben in einem vorzüglich politischen Zeitalter, sei's drum die Politik!

Ich kenne kein Land, in dem das politische Leben der Studentenschaft alles in allem ruhiger, „verständiger“, abrollte als in der Schweiz. Gewiß; die politische Lage der Studentenschaft ist — wie es so schön heißt: konsolidiert. Die Frage ist nur wie. Man geht aneinander vorbei; man läßt dem andern zur Not seine Meinung, ist aber im stillen überzeugt, daß der andere bestenfalls ein schwer irregeleitetes Element sei. Wird von den zahlreichen politischen Studentengruppen viel anderes getan, als Parteiprogramme und Dogmen wiedergekauft? Hat man es erlebt — abgesehen von der für viele Gemüter etwas zu sehr „aufgezogenen“ Landesverteidigungswoche —, daß sich Studenten zu unvoreingenommenen, voraussetzungslosen Diskussionen über Wohl und Wehe des Landes und seiner Bürger — was anderes ist Politik? — zusammengefunden hätten? Hat jene gewaltige apolitische Mehrheit, deren einer Teil nicht einmal wiederkauft und deren andere Hälfte nicht wiederkauen will — und da hat sie recht! —, einmal eine andere Haltung eingenommen, als jene einer indifférence complète? Es gibt keine oder nur sehr bescheidene synthetische Kräfte in der Studentenschaft. Was hier von der Politik gesagt wurde, gilt — mutatis mutandis — von andern Gebieten, auf denen die Studentenschaft von einer Haltung Zeugnis ablegen könnte, die den Hoffnungen auf eine Revalorisierung unseres Wechsels neue Nahrung geben könnte. — Solch neue Nahrung tut not. —

IV

Soll, wird, k a n n sich das ändern? Und wie? Sicher nicht durch Resolutionen, nicht durch einen neuen Verein und nicht durch irgendwelche anderen einmaligen und weithin sichtbaren Manifestationen. — Aber vielleicht durch eine langsame und

zähe Evolution unserer Grundhaltung gegenüber dem akademischen Leben. Der Anfang dazu ist sicher die Erkenntnis — und sie ist nicht sehr verbreitet —, daß wir mit dem unbeschwerten Nebeneinanderhergehen, mit der Grundformel des „Was-geht-mich-der-Nächste-an“, schlecht beraten sind in einer Zeit, die, wenn nicht alle Zeichen trügen, an unser Land und unser Volk in absehbarer Zukunft Forderungen stellen wird, denen wir nur gewachsen sind, wenn wir der in der Gemeinschaft liegenden Werte und der nur aus ihr wachsenden Kräfte eingedenk sind und Träger dieser Gemeinschaft mit eben jener unpathetischen Selbstverständlichkeit werden, mit der wir uns immer noch so mancher schweizerischer Eigenschaften, Zustände und Einrichtungen erfreuen, die doch auch nur durch langes Mühen und Wollen und nicht immer leichtes Zusammenstehen und Zusammengehen erworben und in unseren dauernden Besitz übergegangen sind.

Im kleinen muß und kann begonnen werden. Im Hörsaal, am Zeichentisch, im Studentenheim. Zu zeigen, wie, wann und warum könnte zu einer Reihe fruchtbarer Sonderbetrachtungen führen, denen die Seiten des „Zürcher Student“ sicher offen stehen.

Studentische Gemeinschaft war durch Jahrhunderte ein lebendiger Begriff. Sie ist uns weitgehend verloren gegangen. Wir wollen nicht Vergangenes in gewesener Form zurückrufen. Jede Zeit hat ihr Gesicht. Ins Antlitz der Schweiz gehören für die kommenden Jahre die Züge einer ihrer selbst bewußten, sich als Gemeinschaft des Geistes und der sittlichen Verpflichtung empfindenden Studentenschaft. Sie beschreite diesen Weg mit dem nüchternen, offenen Sinn, der die Stadt unserer Hochschulen durch die Jahrhunderte ausgezeichnet hat.

Max E. Eisenring.

Eine hochfeine orientalische Zigarette:

„IZMIR“

fr. 0.70

per 20 St.

ZWECKMÄSSIGES STUDIUM

Von Prof. D. F. Siegmund-Schultze, Studentenberater.

Wer von uns hat zweckmäßig studiert? Jeder Akademiker hat in der Anlage seines Studiums Fehler gemacht, die er später bedauert; und würde wieder Fehler machen, wenn er noch einmal studieren dürfte. Manche Fehler könnte man aber dann doch auf Grund seiner Erfahrungen vermeiden. Und jeder Student, der einige Semester studiert hat, sammelt Erfahrungen, auf Grund deren er in den spätern Semestern Fehler der ersten Semester vermeidet. Mein erster Rat ist also der, daß sich jeder Student von Anfang seines Studiums an über seine Erfahrungen klar zu werden sucht und mit sich selbst zu Rate geht, wie er sein Studium zweckmäßig einrichten kann. Mein zweiter Rat aber ist der: Jedermann nütze die Erfahrungen derer, die vor ihm studiert haben, nach Möglichkeit aus!

Diesem Rat begegnet vielfach der Einwand: Studenten wollen nicht gegängelt werden, sondern ihren Weg selbst finden. Niemand stimmt diesem Satze freudiger zu als jeder verständige Studentenberater. Es handelt sich ja bei der Beratung von Studenten — mag sie nun durch ältere studentische Semester oder durch Professoren oder durch andere Berater erfolgen — nicht um die Aufstellung von Lehren oder Vorschriften, sondern um die Mitteilung von Erfahrungen und Ratschlägen. Und das heißt: überlegen und entscheiden soll der Student wie jeder reife Mensch selbst; aber guten Rat hören ist ein Zeichen von Reife und eine Vorbedingung richtiger Entscheidungen. Und gerade am guten Rat fehlt es vielfach den jüngeren Studenten. Ein Berner Dozent, Professor Lorenz, schreibt in seinen „Erinnerungen eines simplen Eidgenossen“ über diesen Punkt: „Alles ist zufällig, wenn einer die Universität bezieht. Er ist ganz auf sich selbst gestellt und jeglichem Einfluß überlassen. Hat er einen in akademischen Dingen erfahrenen Vater, so mag das wohl gehen. Er kann dem Jungen mit Rat zur Hand gehen. Andere aber entraten der Führung und stehen vor den Geheimnissen eines Betriebes, den sie noch nicht kennen. Wäre ein offizieller Berater dagewesen, so hätte ich mich wohl an ihn wenden können. Aber so war ich auf meine eigene Überlegung angewiesen und war im

Grunde genommen recht ratlos, weil ich eben vor Fremdem stand. Wie sollte ich mich in all diesen Fächern zurechtfinden und das treffen, was meinem Bedürfnis entsprach?"

Und nun ist es doch wohl unbezweifelbar, daß es heute nicht mehr so leicht ist wie vor fünfzig Jahren, sich durch das Labyrinth der Wissenschaft hindurchzufinden. Nicht nur, daß dasselbe durch die Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften während des letzten Jahrhunderts ins Ungemessene erweitert worden ist, auch der tödliche Feind alles Forschens und Denkens, der Minotaurus der Sinnlosigkeit des Erkennens, lauert heute auf allen Gängen des Labyrinthes. Und nicht nur das Ungeheuer Wissenschaft droht uns zu verschlingen, sondern auch der chaotische Charakter des Lebens überhaupt zieht uns in seine Abgründe hinein. Wo wir einst noch Kosmos sahen, finden wir heute Chaos. Und sei es auch nur, daß die Entwicklung zur Masse, die bloße Verzehnfachung der Zahlen, uns das Gefühl der Sinnlosigkeit gibt. Wenn die Universitätsstädte nicht mehr 10 000 bis 500 000, sondern 100 000 bis 5 Millionen Menschen zählen, wenn die Universitäten nicht mehr 500 bis 2000, sondern 5000 bis 20 000 Studenten beherbergen, dann verschiebt sich die Stellung des Einzelnen innerhalb dieser Massen, auch seine Möglichkeit und Fähigkeit, sich darin zurechtzufinden und zu einem Sinn und Zweck des Daseins durchzustoßen.

Deshalb: wenn schon wir Älteren allzuoft nicht zu einem zweckmäßigen Studium gelangten und die Beratung vermißten, wieviel mehr ist das heute der Fall! Wenn uns schon in jener übersehbaren universitas litterarum, die noch bis zu einem gewissen Grade eine universitas scholarum et praeceptorum war, der Sinn und Zweck des Studiums aus den Augen entschwand, wieviel schwerer muß es sein, ein zweckmäßiges Studium zu treiben in einem Zeitalter, in dem eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern vielfach zu einer technischen Unmöglichkeit wird.

Es klingt heute manchmal geradezu wie ein Notschrei, wenn jemand, der sein Studium beginnt, seine ersten Erlebnisse an der Hochschule mitteilt. Lesen wir etwa die Erfahrungen vom Beginn des ersten Semesters, die eine Studentin zu Beginn des Sommersemesters 1936 im „Zürcher Student“ aus-

sprach. Hauptinhalt dieser Darlegungen war, wie einsam und hilflos ein erstes Semester das Studium beginnt, ängstlich und doch so aufgeschlossen und aufnahmebereit. Und das Ergebnis heißt wörtlich: „Seid gut zu den jüngern Studenten im ersten Semester! Vielleicht finden sie den Zugang nicht so leicht zu den Dingen. Erschwert ihnen den Weg nicht!“

Mein Appell richtet sich ebenso wie dieser Ruf in erster Linie an die Studenten, besonders auch an die älteren Semester, die in vielen Fragen die berufenen Berater der jüngeren Semester sind. Sowohl in den Fragen des Studiums wie in den Fragen der Lebensführung ist der Student von altersher der gewiesene Berater des Studenten gewesen. In den Verbindungen übernahm der „Leibbursch“ diese Aufgabe gegenüber seinem „Leibfux“. Auch in den freieren akademischen Vereinigungen bestand meist eine solche Funktion. Die studentenschaftlichen Organisationen mancher Universitäten haben sich ein großes Verdienst um die Beratung der Studenten in äußeren Fragen erworben. Aber was nützen die besten Einrichtungen, wenn dem Studenten von lebensfremden Philistern vorgeredet wird, er vergäbe sich selbst und der studentischen Ehre etwas, wenn er fremden Rat in Anspruch nimmt!

Für die eigentliche Fachberatung sind natürlich in erster Linie die Professoren zuständig. Es wird das Bestreben aller inoffiziellen Berater sein müssen, in Fragen der Fachberatung die Studenten so weit wie möglich in direkte Beziehung zu den Dozenten zu setzen, die das betreffende Fach an der Universität vertreten. Man wird auch meistens feststellen können, daß die Professoren zu persönlicher Beratung der Studenten bereit sind. Trotzdem läßt sich nicht bestreiten, daß die heutigen Studenten nicht genug persönliche Beratung durch ihre Hochschullehrer finden. In Riesenuniversitäten wie Berlin, Paris oder Wien, wo 10 Professoren der Rechtswissenschaft für 10 000 juristische Studenten da sind, ist es für die Professoren fast unmöglich, „persönlichen“ Verkehr mit allen Schülern zu unterhalten. Verständige Studenten gehen deshalb heute gern auf die kleineren Universitäten. Aber auch eine mittelgroße Universität, wie Zürich, bietet in dieser Hinsicht bereits große Schwierigkeiten. Ich habe in den letzten Semestern hier mit

zahlreichen Mediziner und Juristen über ihr Studium gesprochen. Ich habe in fast allen Fällen den Betreffenden gefragt, warum er mit seiner Frage nicht zu einem seiner Dozenten gegangen sei; ich habe in allen diesen Fällen feststellen müssen, daß der Student nicht so persönliche Beziehungen zu einem seiner Dozenten hatte, daß er ihm nach seiner Meinung die Frage hätte vorlegen können. Das hat natürlich seinen Hauptgrund in der Schüchternheit oder Ungeschicklichkeit des Studenten. Und ich möchte allen Studenten hier wie sonst sagen, daß sie getrost zu dem Dozenten gehen können, bei dem sie hören — alle Zürcher Dozenten, mit denen ich gesprochen habe, haben mir versichert, daß sie gerne bereit seien, jeden Studenten zu beraten, die meisten nicht nur in ihren Sprechstunden, sondern auch nach der Vorlesung, im Seminar oder sonst irgendwo. Aber auch wenn die Studenten in allen Fachfragen zu ihren Dozenten gingen, es würde doch eine Fülle von Fragen bleiben, äußere und innere Nöte, die mit dem Studium zusammenhängen, die sie nicht vor ihren Fachprofessor bringen können.

Nun wird man sagen: aber gegenüber den Kommilitonen besteht doch keine Scheu; unter den Studenten hat doch jeder seine Freunde und außerdem kann doch jeder Student jeden andern jederzeit ansprechen. Weit gefehlt! Zuerst: Freundschaften zwischen Studenten sind in Zürich seltener, als Nicht-Akademiker sich denken. Es gibt Schulfreundschaften und Militärkameradschaften, aber verhältnismäßig wenig Studentenfreundschaften. Wer keiner Verbindung angehört oder keine speziellen Arbeitsbeziehungen hat, gewinnt nicht so leicht weitere Freunde. Das gilt natürlich besonders für die Einsamen, das heißt für die, die Beratung am nötigsten brauchen. Und für diese gilt ferner, daß sie auch sonst an einen Kollegen kaum herankommen. Ich höre immer wieder von klugen, netten Studenten, daß sie noch nie mit dem Nachbar in der Vorlesung ein Wort gewechselt haben. Und selbst in technischen Instituten oder medizinischen Anstalten geht der Verkehr über den notwendigsten Austausch nicht hinaus. Ich habe mich in einigen Fällen auf das genaueste erkundigt und festgestellt, daß Studenten ihr gesamtes Studium absolviert haben, ohne mehr als

ein paar Dutzend Worte mit einem Studenten gewechselt zu haben. Einer sagte mir, er habe während seiner Studentenzeit einmal den Nachbar um Tinte gebeten für seinen Füllfederhalter, aber eine abschlägige Antwort erhalten. Man beobachte einmal im Studentenheim, wie sich zwei fremde Studenten, die sich an denselben Tisch setzen, zueinander verhalten! Kein Wunder, daß die kameradschaftliche, freundschaftliche Beratung allzuoft versagt.

Die Folgerung, die aus diesem Versagen der alten natürlichen Einrichtungen zur Beratung der Studenten gezogen werden sollte, ist die, daß neue Wege der Beratung geöffnet werden müssen, Wege verschiedener Art, vielseitig und wirksam, um den mancherlei Bedürfnissen des heutigen Studenten zu genügen. Besonders aber zu Beginn des Semesters sollte dafür Sorge getragen werden, daß die alten und neuen Einrichtungen, die dem Studenten zur Einführung in sein Studium und zur Erfassung seiner Berufsaufgabe dienen, den jungen Studenten bekannt werden.

Welche Fragen sind es hauptsächlich, für die der Student nach unsern Erfahrungen Beratung sucht?

*

Zum zweckmäßigen Studium gehört zunächst die Wahl des richtigen Studiums, das heißt für jeden die Wahl des Faches, das für ihn richtig und sinnvoll ist. Diese Frage sollte natürlich entschieden sein, ehe der Student zur Universität kommt. Die Entscheidung ist ja auch in formeller Hinsicht dann meist gefallen. Aber in ihrem Innern sind heute viele Studenten, die ihr Studium beginnen, unentschieden. Manche finden wohl allmählich in ihr Fach hinein und werden in ihrer Entscheidung fest. Andere studieren vielleicht weiter, obwohl sie fühlen, daß sie sich falsch entschieden haben. Wieder andere beginnen während des ersten Semesters schon oder auch während des zweiten und dritten sich und andere zu fragen, wie sie umsatteln könnten. In solchen Fällen muß der Rat ganz individuell gegeben werden. Die Dozenten und Studenten der betreffenden Fakultät werden dem Zweifelnden oft zureden, das begonnene Studium fortzusetzen; die persönlichen Freunde, die ihn aus andern Lebenssphären kennen, werden ihm oft zum Umsatteln

raten. Welche Gesichtspunkte sollen für eine objektive Beratung gelten?

Wenn die Wahl des Studiums nicht auf Grund der Gedanken und Wünsche erfolgt ist, die in dem Betreffenden selbst lebendig sind, wenn vielmehr die Tradition der Familie oder die Wünsche der Eltern oder auch rein materielle Gründe ihn zu einem bestimmten Studium veranlaßt haben, wird es am Platze sein, die Revision der Studiumswahl sofort ernsthaft ins Auge zu fassen. Es ist etwas Furchtbares um das Bewußtsein, von andern in einen falschen Beruf hineingetrieben worden zu sein. Also rasch prüfen und, wenn die Prüfung eindeutig ausfällt, zu rascher Entscheidung drängen! Natürlich mit sorgfältigster Überlegung, wie der Übergang in das andere Fach vollzogen werden kann, wobei womöglich Dozenten der neuen Fächer zur Beratung herangezogen werden sollten.

Ebenso dringlich ist oft die Revision der ursprünglichen Wahl des Studiums, wenn diese aus einem romantischen Jugendwunsch oder aber auf Grund einer allzubeschränkten Erfahrung des Schülers erfolgt ist. In diesen Fällen wird es noch mehr darauf ankommen, daß der Betreffende dazu geführt wird, zu erkennen, was eigentlich in ihm liegt. Menschen, die sich schwer über ihr eigenes Wesen klar werden, Familiensöhne, die die Welt nicht kennen, Nervöse, die sich nicht entscheiden können, schwächliche Naturen und unselbständige Charaktere werden hier oft einen kleinen Stoß brauchen, um doch endlich zur Klarheit und zu entsprechendem Handeln zu kommen.

Wenn aber der Wunsch auf Änderung des Studiums nur auf einer inneren Unsicherheit beruht, nur auf jenen Momenten der Selbstbezweiflung und Unselbständigkeit, dann kann es auch die Aufgabe des Beraters sein, den Unsicheren in seinem bisherigen Gange sicher zu machen. Oft sind Komplexe zu überwinden, die sich bei dem Betreffenden in jedem Studium einstellen würden; er traut sich überhaupt nichts zu, ist auf jedem Wege unentschieden. Besonders häufig sind solche, bei denen die Unentschlossenheit vor jeder schweren Aufgabe auftritt. Wie das Pferd vor der Hürde, so scheut solch ein Mensch vor dem Prope oder dem Diplom. Die Aufgabe des Beraters besteht dann darin, die Seelenverfassung des Studierenden

richtig zu erkennen und ihm daraufhin die seelischen Hilfen zu geben, die er zur Überwindung der Widerstände und zur Konzentration seiner inneren Kräfte braucht. Das ist zuweilen nicht ohne tiefste Selbstbesinnung und „Umsinnung“ möglich. Hier wie an mancher andern Stelle mündet die Aufgabe der Studienberatung in die der seelischen Beratung, die oft schon das eigentliche Motiv des Fragens ist. Zahlreiche Studenten suchen heute nach Ratgebern, die ihnen sagen, wie sie das Leben überhaupt meistern können.

*

Damit sind wir bei der zweiten Frage angelangt, die zur Behandlung eines „zweckmäßigen Studiums“ gehört, nämlich: **Wie soll man studieren?**

Auch diese Frage wird viel häufiger und viel gründlicher gestellt, als den gut beratenen und unbehinderten Geistesarbeitern im allgemeinen bekannt ist.

Da sind sowohl solche, die für die ersten Schritte ins Studium Rat brauchen, um überhaupt in das Studium hineinzufinden, wie auch solche, die nicht wissen, wie sie später die Arbeit durchführen sollen. Zu der ersten Gruppe gehören die Schüchternen, die sich nicht in die Kanzlei oder in den Hörsaal hineinwagen und womöglich Wochen verlieren, ohne daß sie zum richtigen Studium gelangen. Da liegt eine Aufgabe für alle, die sich auf der Hochschule zu Haus fühlen. Spüren Sie solche Studenten auf, haben Sie den Mut, sie anzusprechen, selbst auf die Gefahr hin, abgewiesen zu werden, und führen Sie diese jungen Kameraden, die manchmal die Besten sind und später die Tüchtigsten werden, ins Leben der Universität ein! Auch das kommt häufig vor, daß ein Student, der aus einer kleinen Stadt und aus einer nicht akademisch versierten Familie kommt, absolut nicht weiß, welche Vorlesungen er hören soll. Ältere Semester sollten ihn beraten oder zu den Fachdozenten führen.

Aber viel häufiger ist die Erscheinung, daß ein Student, der vielleicht ein guter Schüler gewesen ist, sich in dem ganzen Betrieb der Universitätsarbeit nicht zurechtfindet, nicht weiß, wie er studieren soll. Der Techniker, der ständig praktische Anleitung hat, auch der Mediziner, hat es darin leichter als der Jurist oder Philologe. Mancher Student hört zwei oder drei

Semester lang Vorlesungen, sammelt ein und sammelt ein, bemerkt aber selbst, daß ihm der eingesammelte Stoff ebenso wieder entschwindet, wie er in ihn eingegangen ist.

Andere merken es nicht. Viele merken es erst, wenn das erste Examen droht und sie daran erinnert, daß sie nicht nur hören und lesen, sondern auch wissen müssen. In manchen Fakultäten helfen die Zwischenexamina dazu, Mängel zu bemerken und die Art des Studiums zeitig genug zu ändern. Aber viele scheitern daran, daß sie nie erfassen, wie sie das Lernen bewerkstelligen können, wenn sie nicht mehr unter der Aufsicht des Lehrers sind; vor allem wissen sie nicht, wie sie für ihr Fach ein solches Interesse gewinnen sollen, daß der Stoff haften bleibt. Hier sei nur andeutend bemerkt, daß Studieren ohne eigenes Forschen überhaupt nicht den Namen „Studieren“ verdient. Der Student, der nur die Vorlesungen durcharbeitet und auf keinem Gebiet selbständiges Quellenstudium treibt, gelangt nie dazu, daß ihm ein Stoff vertraut wird. Er muß in das Wasser hineinspringen und selbst Schwimmübungen machen, um schwimmen zu lernen. Aber gut ist es, das Schwimmen mit andern zusammen zu versuchen.

Eine wichtige Frage ist auch die, wie weit sich der Student an Nebenfächer heranmachen soll, die nicht auf seinem geraden Wege zum Abschluß seines Studiums zu liegen scheinen. Im allgemeinen ist anzuraten, daß der Student sein Studium reich gestaltet, vielseitig studiert, und zwar aus dem angeführten Grunde, daß er in das Gesamtverständnis seines Stoffes eindringen soll. Aber in dieser letzteren Bestimmung liegt zugleich die Grenze. Er soll nicht alles und jedes studieren, was ihm in den Sinn kommt oder ihn anlockt, sondern er soll den Zweck seines Studiums im Auge haben. Ein Jurist, der das Interesse für das rechtswissenschaftliche Studium zum guten Teil auf dem Wege über die Rechtsgeschichte gewinnt, wird gegebenenfalls sprachliche Studien treiben, um die Rechtsquellen erforschen zu können. Ein Theologe, der sich in die Dogmatik vertiefen will, wird sich in die Philosophie einführen lassen müssen. Aber bei dem allen muß eine Art von Beschränkung obwalten, ohne die es kein erfolgreiches Arbeiten gibt. Die Welt des Studenten darf nicht in ganz getrennte Wissens-

gebiete zerfallen, von denen keine Brücke mehr zu seinem Hauptstudium führt. Er muß sich, je älter er wird, desto stärker auf den Hauptzweck hin orientieren. Er muß so weit über der Fülle des angeeigneten Stoffes stehen, daß er alle Einzelheiten dem Hauptzweck unterordnen kann. Er muß selbst auf Zielstrebigkeit, das heißt „Zweckmäßigkeit“ seines Studiums dringen.

*

Zur Zielstrebigkeit des Studiums gehört auch, daß sich der Student sein übriges Leben zweckmäßig einrichtet. Denn zum Studium gehört ja schließlich nicht nur das Fachstudium, auch nicht nur das Studium von Nebenfächern und Freifächern, sondern das ganze Leben, alles, was man in der Studentenzeit erlebt oder unternimmt, alle Burschenherrlichkeit und Gaudemus-Stimmung, auch alle ernste Auseinandersetzung mit den Problemen des Lebens und der Wissenschaft. Die Studentenzeit ist wirklich eine einzigartige Lebensperiode, eine nicht wiederkehrende Gelegenheit. Nachdem wir die Schule durchgemacht haben, meist vom Elternhause aus, und dort uns an den Lehrplan und die Stoffauswahl und die Vorschriften der Schule und der Lehrer haben halten müssen, werden wir in bezug auf alle diese Fragen auf eigene Füße gestellt, können nicht nur die Vorlesungen wählen und die Arbeitsart bestimmen, sondern das ganze Leben nach unsern Plänen und Wünschen einrichten. Wenige Jahre später fordert das Amt dann wieder sein Recht, werden uns von dem behördlichen Apparat und den Vorgesetzten neue Gesetze aufgelegt, schlägt wieder des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr. Die Verantwortung für die richtige Ausnützung der kurzen Zeitspanne akademischer Möglichkeiten ist ein Lebensproblem von größter Bedeutung, das wir oft allzu wenig vorbereitet anfassen. Es ist offensichtlich, daß ein gesundes Studium nicht nur die Voraussetzung für ein zweckmäßiges Studieren, sondern für ein erfolgreiches Leben überhaupt ist. Wenn wir in diesen vier oder fünf Jahren unsre Gesundheit, und sei es auch nur die Ernährung, vernachlässigen, dann stehen auch die folgenden fünf Jahre oder auch weitere Jahrfünfte unter dem Schatten jener Versäumnis. Auch falsche Gewohnheiten studieren sich ein in der Studienzeit, von der

Bevorzugung ungesunder Speisen und dem Gebrauch alkoholischer Genußmittel bis zu falscher Tageseinteilung. Jammervoll, wenn ein junger Mensch eingestehen muß, daß er nicht ohne zu rauchen oder nur noch am späten Abend konzentrierte Arbeit leisten kann. Auch sollte jeder wissen — selbst ein Professor —, daß er täglich einige Stunden Bewegung in frischer Luft braucht, um leistungsfähig zu bleiben. Erfahrene Studenten kennen die Wichtigkeit einer ruhigen Wohnung. In andern Ländern ist die Einrichtung der Collèges mit ihren gesunden und geeigneten Studentenbuden ein Hauptanliegen der Unterrichtsbehörden und freien Vereinigungen. Wo Staat und Gesellschaft nicht für die Wohnung des Studenten sorgen, sondern ihm die freie Auswahl der Bude überlassen, muß er auch wirklich seine Verantwortung dafür erkennen und sich die richtige Bude wählen. Sie sollte so still und heimelig sein, daß man gerne in ihr arbeitet, auch wenn man tagsüber Seminar- und Bibliotheksräume benutzt. Aber zur guten Bude gehören auch anständige und gute Wirtsleute, sowie ruhige und sympathische Nachbarn. Weil es für den Studenten, der fremd nach Zürich kommt, heute schwer ist, solche Buden zu finden, sollte er auch in dieser Hinsicht nicht nur ein Adressenmaterial, sondern auch Beratung finden, die der Studentenberater auf Grund eines Nachweises guter Wohnungen geben kann.

Die Studentenbude hat auch den Zweck, daß sie dem Studenten die Möglichkeit eines Austausches mit Kameraden gibt. Hier komme ich auf die größte Gefahr des heutigen Studenten zu sprechen, nämlich die der Isolierung und des Individualismus. Immer wieder begegnen uns Studenten, die außer ihren Klassengenossen, mit denen sie natürlich auch nur eine Art Schülerfreundschaft hatten, und außer den Militärkameraden niemanden näher kennen. Die Studentenfreundschaften sind in Wahrheit die schönsten: Freundschaften, die aus dem Zusammenfinden auf dem gleichen, frei gewählten Wege hervorgehen, sowohl mit Menschen derselben Fakultät wie mit gleichgerichteten Menschen aus andern Lebensgebieten. Das sind dann meist die wirklichen Wahlverwandtschaften. Durch sie kommt die stärkste Gestaltung des inneren Lebens zustande. Durch diese Universitätsfreundschaften wird auch oft das spätere

öffentliche Leben, ja das Leben des ganzen Volkes am stärksten beeinflußt.

In der Hochschulzeit soll sich die weltanschauliche und politische Reifung des Studenten vollziehen. Er soll sich in der Auseinandersetzung mit Freunden und Gegnern zu der Persönlichkeit entwickeln, die seinem inneren Lebensgesetz entspricht. Er soll nicht nur durch die Hochschule und ihre Darbietungen „gebildet“ werden, sondern durch die Gesamtheit des Lebens, das er nach freier Wahl auf sich einstürmen läßt. Er soll sich für die Lebensanschauung und die Lebenshaltung entscheiden, die nun die Grundlage seiner Zukunft wird. Entscheidung, innere Entscheidung, wird von ihm gefordert. Was er in den Klassikern an Lebenswerten gefunden hat, was ihm in den Naturwissenschaften an bestimmenden Kräften begegnet ist, was er während des Studiums von jenen Werten und Kräften bewahrt gefunden hat, das soll nun die bestimmende Macht seines Lebens werden. Wenn er in der Schule weltanschaulich und religiös noch nicht Stellung genommen hatte, nun muß er den Geistern begegnen, die das Leben seiner Mitmenschen beherrschen. Wenn er der Wahrheitsfrage bis dahin ausgewichen war, jetzt muß er sich entscheiden, ob in Christus oder in einem andern Wahrheitskundler der Weg gegeben ist. Der Weg, der in der Universitätszeit eingeschlagen wird, wird voraussichtlich, auch für den, der sich dessen nicht bewußt ist, der Lebensweg werden. Also sei er mit Bewußtsein gewählt, mit Willen gegangen, im Blick auf ein Ziel, das lebenswert ist. Nicht die Zweckmäßigkeit geschäftlicher Konjunkturen oder philiströser Gesellschaftsanschauungen, sondern die Zielstrebigkeit einer sich bildenden Persönlichkeit schwebt uns vor.

AN DIE STUDIERENDEN BEIDER HOCHSCHULEN.

Seit Monaten verfolgen wir mit großer Aufmerksamkeit die Vorgänge in Spanien. Durch diesen Bruderkrieg wurden auch die Existenzen vieler Schweizer zerstört. Um diesen heimgesuchten Landsleuten zu helfen, werden in allen größeren Städten der Schweiz Wohltätigkeitsveranstaltungen abgehal-

ten, deren Reinertrag dazu dient, dort die Not zu lindern, wo sie am größten ist. Auch in Zürich soll nun in ähnlicher Weise vorgegangen werden. Am 21. November 1936 findet in der Tonhalle ein

Wohltätigkeitskonzert

unter Mitwirkung berühmter Künstler mit anschließendem Ball (es spielen die Swiss Collegians) statt. Das Fest steht unter dem Protektorat von Herrn **B u n d e s p r ä s i d e n t M e y e r**. Dem Ehrenkomitee gehören unter anderem auch Herr Prof. Dr. A. Rohn, Präsident des Schweiz. Schulrates, und Herr Dr. E. Klöti, Stadtpräsident, an.

In Anbetracht des rein charitativen Charakters der Veranstaltung haben die Studentenschaften unserer beiden Hochschulen beschlossen, einer Einladung ins Ehrenkomitee Folge zu leisten und die Sache nach Möglichkeit zu unterstützen.

Wir möchten mit diesem Aufruf an alle Studenten der Hochschulen gelangen und Sie bitten, durch Ihr Erscheinen am Konzerte Ihren Teil zu einer Sache beizutragen, welche es wirklich verdient, unterstützt zu werden! Die Eintrittspreise konnten für Studierende auf Fr. 3.— (inklusive Programm) reduziert werden.

Für die Studentenschaft der Universität Zürich,
der Präsident des Kleinen Studentenrates: **Friedrich Kubli**.

Für den Verband der Studierenden an der E.T.H.,
der Präsident: **Max Rutishauser**.

VIER DAMPFROSSE.

Es kommt in der Schweiz nicht oft vor, daß man an einen einzigen Eisenbahnzug vier Lokomotiven spannt. Doch am Morgen des letzten Juni-Sonntags dieses Jahres war es der Fall. In Wädenswil am Zürichsee. Es galt, den von Zürich an vollbesetzten Extrazug der zum Hochamt nach Einsiedeln Pilgern den Berg hinaufzuziehen. Und doch pilgerte man nicht einzig um des Hochamtes willen, und so galten auch die vier qualmenden Lokomotiven nicht vornehmlich dem Fürstabt des Stifts Maria Einsiedeln, sondern vor allem jenem, zu dessen

Erinnerung und Ehre dieser zelebrierte. Nämlich dem Musikanten Anton Bruckner.

Denn diesem zuliebe hatte man im Hauptbahnhof oder in der Enge den Extrazug bestiegen, und ihm zuliebe rollten so viele Wagen der Bundesbahnen auf den Geleisen der SOB. Ihm zuliebe wanderten die Ungläubigen voll ehrfürchtiger Scheu an der wundertätigen schwarzen Muttergottes vorüber, und ihm zuliebe war der Stiftprobst von St. Florian über den Rhein gekommen, um von der Einsiedler Kanzel das Lob des närrischen Musikanten und seiner großen Kirche zu predigen.

Und Hochwürden Vinzenz Hartl erklärten, daß die katholische Kirche sich dieses ihres Sohnes freuen und über seine erhabene Meisterschaft stolz sein dürfe. Aber hätte er dieses auch nicht mit offenen Worten behauptet, so hätte es doch jeder erfahren müssen, der an diesem sonnigen Feste teilnahm. Sowohl die Tatsache, daß Bruckner ein Sohn seiner Kirche ist und bleibt, als auch die andere, daß diese Kirche sich wirklich ihres Sohnes freut. Und daß sie es mit Recht tut, daran ist nicht zu zweifeln.

Aber vielleicht ist doch mancher ein wenig verblendet von diesem Brucknerfest heimgekommen. Die geistlichen Werke standen im Vordergrund. Der erste und der letzte Tag des eine Woche dauernden Festes wurden in Kirchen gefeiert, und dieser Umstand hat den Organisatoren zwar mit Fug und Recht Lob eingebracht.

Und doch war diese einseitige magnetische Bearbeitung des Eisens Bruckner am Ende nicht ganz sachgemäß. Mancher sagte sich am Schluß, daß nun dieser Bruckner eben ein ganz überwiegend und ausgezeichnet katholischer Musiker sei — so wie man geneigt ist, beim Nennen des Namens Bach implicite den Protestantismus mitzumeinen. Und es prägen sich mehr und mehr die Zauberwörter vom „naiven Gläubigen Bruckner“ einerseits und dem „reflektierenden Glaubensmanne Bach“ andererseits. Beim ersten denkt man dann gerne an ein mit Wasserfarben angemaltes Heiligenbild, beim zweiten aber ebenso unwillkürlich an ein Stilleben von Katechismus und Pickelhaube.

Das sind Dinge, die nicht angehen. So viel Wahrheit in

der Zuweisung Bruckners an die katholische Welt liegt — wie es irr wäre, die Verwachsenheit Bachs mit der evangelischen Kirche zu bestreiten —, so viel Gefahr liegt auch in einem zu eiligen Zugreifen nach dieser Wahrheit. Wahr ist, daß ein mit Brucknerscher Musik gesegneter katholischer Gottesdienst immer und jeden, auch den der Kirche Fernen, wird ergreifen können. Und das kann wohl nur daher kommen, daß der Dichter dieser Musik in den Formen und Handlungen der Kirche ganz zuhause war und ihr zu dienen geliebt hat. Darum vermag auch die Kirche selbst durch die Sprache dieser Musik an manchen zu gelangen, der nur die Musik, doch nicht die Kirche suchte.

Wahr ist auch, daß ein Musiker nur dann Motetten und Messen schreiben wird, wenn er deren Texte im besondern schätzt und liebt. Ich kann mir nicht denken, daß man ein „Benedictus“ von so verklärter Schönheit wie jenes in der E-Moll-Messe hersingen kann, ohne von der Weihe des Benedictus-Textes auch im Innersten ergriffen zu sein. Ähnliches wäre etwa von der Arie „Erbarme dich“ in der Matthäus-Passion zu sagen.

Aber alle Kirchenmusik ist Programmmusik, also nicht so unmittelbare wie etwa eine Sinfonie — um bei Bruckner zu bleiben. Und wer nur einen Blick auf seine Sinfonien wirft, wer nur eine Viertelstunde lang ihnen sein Ohr leiht, der wird niemals behaupten, daß diese Musik etwa vornehmlich der katholischen Gelöstheit und Abgeklärtheit entsprungen sei. Aber daß sie einem unruhigen Herzen und einer geschmerzten Seele entwuchs, dürfte besser einleuchten.

Die Kirchenmusik ist darum Programmmusik, weil sie es mit fertigen Vorlagen zu tun hat. Mit Texten, die nicht nur zu Ende geschrieben sind, sondern deren Wortlaut auch tausendmal geprüft und geläutert und deren Inhalt dogmatisch geordnet und sanktioniert worden ist. Beschäftigt sich demnach der Künstler — der Maler, der Dichter oder der Musiker — damit, so wird er sie nur interpretieren können, und darum hat auch der ergreifendste Passus aus einem „Crucifixus est“ etwas Gemachtes an sich: weil er ergreifend sein muß und man zu den Worten „Mortuus et sepultus est“ kein Scherzo schreiben wird...

Die Sinfonie, das Streichquartett oder eine Improvisation auf der Orgel dagegen haben schlechthin kein Vorbild. Ihr Gehalt ist darum weder geistlich noch weltlich, weder gut noch böse, sondern kann nur schön oder häßlich und traurig oder heiter sein. Für Heiterkeit und Traurigkeit, Dämonie und Schönheit aber bietet die eigene menschliche Seele genug Substanz — es wäre denn, daß der besagte Mensch wirklich arm daran wäre. Aber dann wird er auch keine Sinfonien schreiben. Oder schreibe er doch solche, dann würde man ihn auspeitschen.

Die Brucknersche Sinfonie nun — und das heißt: sein Wesentlichstes, denn darin hat sich der Toni Bruckner ganz vergeben und vergossen — ist auf den ersten Blick einem undurchsichtigen Walddal, in dem es von Bächen und Steinschlag, Vogelsang und Rabengekrächz nur so widerhallt, durchaus ähnlich. Und mich dünkt, sie gleiche auch beim zweiten und zwölften Blick noch einem Walddal oder einem Bergwald: nur ist inzwischen der Wald etwas erkenntlich und das Dickicht etwas durchsichtig worden, man kann die einzelnen Stimmen besser unterscheiden, so daß sie in Schönheit und Reinheit durch die Spätsommerluft ziehen, und die Sonne hat unterdessen eine ganze Weile geschienen.

Aber die unbeschreibliche Urgewalt und die dämonische Angst, die sich durchs Ganze ziehen, bleiben und bedrücken einen bei jedem Blick und jedem Horchen, ob man dabei auch noch so viel Schönes und Gütiges finde. Denn die eigentliche Force dieser Sinfonien bleibt das Chaos und die Tiefe, und wer das bestreitet, tut der Wirklichkeit Gewalt an.

Gewiß: in dieser Tiefe wohnt die Güte und eine Herrlichkeit ohnegleichen. Das heißt, die Substanz dieser Musik ist eine große Seele. Und wenn diese Seele auch immer wieder die ganze herbe Sauerkeit ihrer ganzen Welt ankommt, so findet sie darin zugleich und fast im selben Atemzuge auch wieder ein Fest. Und dann schreibt Bruckner seine Scherzi, schreibt deren bodenständige Tänze und Choral-Trios. Seine Tänze mit sich selber. Denn sein Vergnügen ist ein einsames. Und erst im Verlauf solchen Tanzens findet er einen ebenbürtigen Partner. Einen Partner, welcher beim Tanzen lobsingen lernt.

Nicht daß damit alles gelöst wäre — man möchte dem absonderlichen Musikanten diese voreilige Absicht auch gar nicht zutrauen —, doch dieses Tanzen ist wirklich ein lösendes und befreiendes. Es schlägt jene Breschen ins Dickicht, die von der Müdigkeit der Schlußsätze wohl immer wieder verwischt oder zugedeckt werden — folgerichtig und schicksalsmäßig —, die aber dieser Müdigkeit keinen wirklichen Raum mehr gewähren, weil sie ihr das Ausruhen vorweggenommen haben.

Überhaupt Müdigkeit? werden manche fragen. Ist diese Dämmerung Müdigkeit? — Ich meine es. Sogar manche Schönheit in Bruckners Sinfonien — selbst in den hochzeitlichen langsamen Sätzen — scheint mir der Müdigkeit verdächtig zu sein. Denn sie lösen die Auseinandersetzung mit den Dämonen nicht eigentlich ab, sondern unterbrechen sie nur. Wie die Ermattung die Bewegung des kämpfenden Armes unterbricht.

Es ist vielleicht Ketzerei, das zu sagen. Aber ich sage nicht weniger, daß diese Müdigkeit den vollen Rhythmus der Schönheit und damit jene Kraft in sich hat, welche das Festsitzen der Pausen verhindert.

In dieser Hingabe an die Befreiung des Augenblicks ist Bruckner sicher ein Erbe Beethovens —, obwohl sonst eher auf seine Kindschaft von Mozarts demütigem Geist aufmerksam gemacht wird. Doch warum soll man ihn dem einen vorzüglich zuteilen und dem andern ganz absprechen? — Bruckner ist vielleicht nicht so einmalig wie etwa Beethoven, aber beispiellos und einzigartig ist seine konsequente, immer wieder bejahte und wiederholte Auslieferung an die Dämonen, welche ihm Leid und Kraft, Schönheit und sogar Ausruhen verleihen.

Das ist nicht naiv, aber auch nicht trostreich, sondern sehr gefährlich. Denn nicht der Glaube ans gute Ende läßt ihn den Kampf mit den Geistern immer wieder beginnen, sondern ein unheimliches mythisches Wissen um die Bestechlichkeit der Dämonen. Die Bestechlichkeit durch Schönheit. Und diese Schönheit, welche die Kraft zum Werke in sich hat, das ist jene Musik, zu der sich nichts mehr sagen läßt und die vielleicht die Welt erschaffen hat. Die abstrakteste Schönheit und doch allem Geschaffenen nächste Kraft.

Wo Mozart nicht zu bestechen brauchte (weil die Dämonen

nicht so recht in seine Hütte zu dringen wagten) und wo Beethoven der Müdigkeit entbehren konnte (weil er der Dämon selber war), da fand sich für Bruckner die Gnade, kraft der unverwüstlichen Schönheit neue Schöpfung zu zaubern. Das ist allerdings prometheische Gabe.

Aber solche Tat ist gänzlich rahmen- und vorbildlos. Diese bringt nur der ganz Einsame zuwege. Und von ihr ist allerdings in allen brucknerschen Gebilden zu finden. Auch in den kirchlichen Werken.

Diese Gnade macht ihn uns besonders lieb, ob es uns im Augenblick bewußt wird oder nicht. Bruckners Kunst zählt zu den größten Gnadengütern. Da soll nur niemand sagen, daß der stille und gütige Oberösterreicher kein Wissen darum gehabt hätte. Um das Kleinod, das er geborgen hat. Doch er legte den Dank dafür in die Hände der Kirche, die ihm die Gnade zu verwalten versprach und in deren Hallen er den reinsten Lobgesang antraf.

Darum war es nicht schlecht, vor dem Hochaltar zu stehen und ergriffenen Sinnes bei dem Amte mitzutun, in dessen Dienst der große Begnadete so dankbar musiziert hat. Darum wird es kein Schade sein, zu weitem Festen in die strahlenden Kirchen zu ziehen und sich von den Lichtern ihrer Gottesdienste leuchten zu lassen — dem seltsamen Musikanten zuliebe. Und darum dürften ihm zuliebe allsonntäglich große Scharen von Gläubigen und Ungläubigen ausziehen, dürften viele viele qualmende Dampfschiffe schnaufen und dürften tausend versteckte Glocken von irgendeiner Walstatt zum Feste rufen. **Hugo Mettler.**

DAS RECHT IM DRITTEN REICH.

Von einem bloßen Umsturz, wie zum Beispiel auch von den in den nach dem parlamentarischen System aufgebauten Staaten zu gewissen Zeiten so häufigen Regierungswechseln, unterscheidet sich eine Revolution dadurch, daß sie, auf einer neuen Weltanschauung gründend, wesentlich neue Ideen in ein Volk hineinträgt. Danach gestaltet sie das Recht des betreffenden Staates neu; denn stets hinkt die Gesetzgebung hinter der Politik nach. Es ist daher von Interesse, einen Überblick zu

versuchen, welchen Einfluß der Nationalsozialismus seit seiner Machtübernahme auf das deutsche Rechtsleben nahm und inwieweit seine Ideen bereits rechtliche Gestalt gewonnen haben.

Zunächst können wir ganz allgemein im nationalsozialistischen Rechtsdenken im weitesten Sinne eine Abwendung vom normativen zum konkreten Ordnungsdenken — um mit dem bedeutenden deutschen Juristen Carl Schmitt zu sprechen — feststellen. Während der herkömmliche Normativismus das Gesetz als einzige Richtschnur anerkannte, wird nun das Gemeinschaftsprinzip an die Spitze gestellt, das heißt soll für den Richter bei der Beurteilung jedes rechtlichen Tatbestandes das A und O die Frage sein: nützt dieses oder jenes der Gesamtheit? Der abstrakte Normativismus wird als „undeutsch“ verworfen, wie überhaupt besonders in den jungen Juristenkreisen Deutschlands eine starke Abneigung, aber auch Verkennung des Römischen Rechts besteht. Der Jurist hat den Tatbestand nicht nur juristisch, sondern nach allen Seiten, weltanschaulich, politisch, wirtschaftlich, moralisch und rassisch zu werten; jede Unterscheidung zwischen juristischer und politischer Ideenwelt fällt damit fort. So erklärt sich auch, daß die Stundenpläne der deutschen Universitäten stark mit Vorlesungen über Rassenkunde und andere allgemein-staatpolitische Themata belegt sind, deren Besuch bei uns höchstens freiwillig ist.

Dieses Rechtsdenken verlangt zur praktischen Verwirklichung natürlich Gesetze, die der Rechtsanwendung weitgehenden Spielraum lassen. So finden sich in der neuen deutschen Gesetzgebung zahlreiche Generalklauseln, die mit Begriffen wie Ehre, anständige Gesinnung, Verantwortungsbewußtsein usw. der richterlichen Auslegung Raum geben, eine Methode, die ja auch unserm Zivilgesetzbuch nicht unbekannt ist. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der vielbesprochene § 2 des neuen deutschen Strafgesetzes, wonach auch eine im Gesetz nicht ausdrücklich als strafbar erklärte Tat zu bestrafen ist, wenn der dem Gesetz zugrunde liegende Rechtsgedanke und das gesunde Volksempfinden es fordern. Hierin finden wir zweierlei: einmal die Anwendung der Analogie, wie sie in engerem Umfang auch unser ZGB. in § 1 kennt, die aber im

liberalen Strafrecht verpönt war. Praktisch bedeutet dies eine Einengung des straffreien Raums zu Lasten des Rechtsbrechers und damit zugunsten der sozialen Elemente. Die Generalklausel der „gesunden Volksanschauung“ sodann erlaubt natürlich dem Richter noch keine persönliche Willkür, die durch andere Mittel, insbesondere dasjenige der Appellation ans höhere Gericht, verunmöglicht ist.

Natürlich wird gefordert, daß die Rechtsprechung „von nationalsozialistischem Geist erfüllt“ sei. Der älteren, im liberalen Denken aufgewachsenen Richtergeneration fällt diese Umstellung natürlich schwer. Um so größeres Gewicht legt der Staat auf die Ausbildung der jungen. Insbesondere der Arbeitsdienst ist sicher durchaus geeignet, auch im jungen Juristen wieder eine stärkere Volksverbundenheit zu wecken. Demgegenüber besteht die unerfreuliche — übrigens auch gewissen nationalsozialistischen Doktrinen widersprechende — Tatsache einer durch obligatorischen Arbeitsdienst und zweijährige Dienstzeit verursachten weiteren Hinauszögerung des sowieso schon späten Eintritts ins praktische Leben und der Familiengründung für die Jungakademiker. Bei dieser Lage bedürfen auch das Universitätsstudium und die damit zusammenhängenden Fragen noch der entsprechenden Neuordnung.

Was nun speziell das öffentliche Recht betrifft, so steht fest, daß Volk, Bewegung, Staat die drei Zentralbegriffe des neuen Staatsrechts sind; deren gegenseitiges Verhältnis ist aber bis zum angekündigten staatsrechtlichen Neubau des Reichs noch unangeklärt. Juristisch interessant ist in diesem Zusammenhange, daß der Staat von der neuen deutschen Doktrin vielfach nur noch als Organ, dessen sich der Führer der nationalsozialistischen Bewegung zur Ausübung ihrer Aufgaben bedient, aufgefaßt wird.

Adolf Hitler ist: Führer des deutschen Volks, Führer der national-sozialistischen Bewegung und der sie tragenden Partei, Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches, Leiter des Staats, das heißt seines Beamtenapparats. Er ist keiner Volksvertretung, sondern nach herrschender Doktrin nur dem Volk insgesamt verantwortlich. Die Konsequenz aus dieser Auffassung, nämlich die Berufung des Führers durch das Gesamtvolk, wurde

bisher nicht gezogen. Die rechtliche Neuregelung dieser und der damit zusammenhängenden Fragen dürfte wohl dann aktuell werden, wenn die gegenwärtigen Vollmachten ablaufen, die formell immer noch auf dem Beschlusse des Reichstags der Weimarer Republik beruhen.

Der Wille Adolf Hitlers ist Gesetz im Dritten Reich. Die Frage, ob er oberster Gerichtsherr sei, die am 30. Juni aktuell wurde, ist von der Rechtslehre noch nicht eindeutig abgeklärt. Immerhin gibt es prinzipiell keine Gewaltentrennung. Schon in seiner Schrift „Legalität und Legitimität“ polemisiert Carl Schmitt gegen die Einschränkung der Staatsgewalt durch den Gesetzgeber im sogenannten „Gesetzgebungs- oder Rechtsstaat“; faktisch bedeutet ja zum Beispiel die Verfassungsgerichtsbarkeit, deren Einführung der Konsequenz unseres staatsrechtlichen Systems entsprechen würde, nichts anderes als die Überordnung der Justiz über die politische Regierung, wie dies besonders in den U.S.A. der Fall ist.

Was das Privatrecht betrifft, so ist das bekanntlich stark römisch-rechtlich beeinflusste Bürgerliche Gesetzbuch nach wie vor in Kraft. Daß natürlich auch hier im Rahmen des bestehenden Gesetzes die richterliche Auslegung Modifikationen erlitt, geht aus dem oben Gesagten hervor. Durch zahlreiche Verordnungen wurde die Aktiengesetzgebung teilweise schon vor dem Umsturz einschneidend abgeändert. Eine einheitliche Kodifikation ist erst im Werden; dies dürfte damit zusammenhängen, daß bisher, besonders auch angesichts der Devisenzwangslage des Reichs, die antikapitalistischen Zielsetzungen der NSDAP. nur schrittweise sich durchzusetzen vermögen.

Von einigen Spezialgesetzen sei hier noch die Rede, weil sie allgemein als Muster der neuen deutschen Gesetzgebung betrachtet werden. Zu erwähnen ist hier besonders das Reichserbhofgesetz. Sein rechtspolitischer Zweck ist die Schaffung eines freien, starken Bauernstandes, um so der Abwanderung in die Stadt einen Riegel zu schieben. Dies wird zu erreichen versucht durch Verhinderung der Verschuldung und Aufteilung des bäuerlichen Grundbesitzes. Unser ZGB. kennt in der Heimstätte eine in vielem ähnliche Institution. Während aber unsre Heimstätte nur in juristischen Examina eine Rolle spielt, hat

das Reichserbhofgesetz schon heute die Lage von Tausenden von Bauernfamilien tiefgehend geändert und ihrem Lebenswerk eine bisher ungekannte Sicherheit verliehen. Gerade auch in Kreisen schweizerischer Bauernvertreter begegnet darum dieses Gesetz größtem Interesse, aber natürlich werden sich dessen Auswirkungen erst in Jahrzehnten gesamthaft zeigen.

Eines der ersten gesetzgeberischen Werke des neuen Staats war das „Gesetz über die Ordnung der nationalen Arbeit“. Es soll das Verhältnis zwischen Betriebsführung und -Gefolgschaft, wie die neuen Ausdrücke lauten, das heißt zwischen Arbeitgeber und -nehmer regeln, das schon der Gegenstand zahlloser gesetzgeberischer Versuche in allen modernen Staaten war. Charakteristikum des Gesetzes sind einerseits die sozialistische Einstellung, andererseits die Betonung des Führerprinzips. Noch stärker als das Erbhofgesetz hat dieses Gesetz heute schon das Leben der arbeitenden Schichten umgestaltet. Im Interesse des sozialen Friedens auferlegt es der Wirtschaft zahlreiche Bindungen und äußert seine Wirkungen indirekt auf fast allen Gebieten des Privatrechts, so zum Beispiel auch im Gesellschafts- und Aktienrecht.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch die vielumstrittene Arierergesetzgebung, ihrer Form nach ein Sondergesetz, erwähnt. Mit ihr wurde ein seit dem Umsturz drängendes Problem geregelt, die Stellung der jüdischen Minderheit im Reich. Indirekt, durch die Auferlegung der Pflicht zum Nachweis der Abstammung in zahlreichen Fällen des neuen bürgerlichen Lebens, betrifft es alle deutschen Staatsbürger. Ihre Auswirkungen sind weitgehend abhängig von der administrativen Durchführung, sind aber ebenfalls auf ganz lange Fristen berechnet. Für den Moment kann nur festgestellt werden, daß trotz allem eine Befriedung auf diesem Gebiet erreicht wurde, da die Juden vorher sozusagen vogelfrei und rechtlos waren, während ihnen nun eine ganz bestimmte Rechtsstellung eingeräumt ist.

Wenn wir zum Beispiel daran denken, wie es uns innerer Gegensätze halber in Jahrzehnten nicht gelungen ist, ein von allen Juristen gefordertes einheitliches Eidgenössisches Strafgesetz zu schaffen, so erstaunt uns die Tatkraft, mit der im Dritten Reich grundlegend neue Rechtsprobleme angepackt

werden. Zusammenfassend können wir sagen, daß das Recht im neuen Deutschland in einer großen lebendigen Umgestaltung daran ist, einer Fülle materiell neuer Ideen Form zu geben.

Walter Mühlemeier.

FINNLAND.

Finnland — das ist für die meisten nur ein geographischer Begriff, aber wer einmal den Norden kennengelernt hat, der weiß, daß seine Ruhe und Schönheit zu den schönsten Ferienerlebnissen gehört. Finnland ist das Land der Seen und Inseln, ist ein In-einander-Übergehen von Wasser und Land, von Bildendem und Gebildet-werdendem.

Finnland gehört zur skandinavisch-finnischen Granitplatte, die, außer an der norwegischen Grenze, nicht mehr als 130—200 m hoch ist. Dank dieser Granitunterlage kann sich Finnland rühmen, das **g e s ü n d e s t e** Land Europas zu sein.

Die Finnen gehören, wenigstens der sprachlichen Verwandtschaft nach, zu den mongolischen Völkern. Durch die Abgelegenheit von dem großen Strome des Verkehrs hat Finnland seine Sprache, Sitten und Gebräuche erhalten können.

Schweden hatte Finnland christianisiert (1157—1293). Besonders seit der Reformation war der Einfluß der Schweden stark geworden, so daß Rußland, der Nachbar auf der andern Seite, sich viele Jahrzehnte hindurch mit Schweden um die Vorherrschaft stritt. War bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts Schwedisch die Sprache der Gebildeten, so schlug dies durch zwei, ungefähr zur gleichen Zeit geschehene Ereignisse plötzlich um: Rußland erhielt 1809 die Herrschaft über Finnland, und Elias **L ö n n r o t** sammelte die epischen und lyrischen Gesänge der „Kalevala“ und der „Kantelar“, die er im Urtext herausgab. Erst jetzt taucht die eigene Sprache der Finnen wieder auf. Jetzt ist der Boden geschaffen, aus dem nun namhafte finnische Dichter wie Ahlqvist, Paivarinta, Aho und Dramaturgen wie Johann Henrik Erkkö hervorwachsen. Die bedeutendsten sind wohl J. L. Runeberg und Z. Topelius.

Finnland hat keine Geschichte wie andere europäische Länder. Trotzdem seine territoriale Größe nahezu an die von Deutschland heranreicht, hat es nicht mehr Einwohner als die Schweiz. Aber diese Nation, die erst 1919 ihre Unabhängigkeit von den Bolschewisten behaupten konnte, hat seit dieser Zeit alles getan, eine friedliche, gesunde, gebildete Nation zu werden. Helsinki hat Universität und Hochschule. Über das ganze Land sind Volkshochschulen (Opisto) verbreitet, die allen Schichten und Altersklassen eine Weiterbildung ermöglichen. Finnland ist eine junge Nation, die im Aufschwung ist. Große Architekten wie Gesellius, Lindgren, Saarinen und Musiker

wie Pacius und Jean Sibelius sind schon weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannt. Der Reichstag in Helsinki, der durch die Zusammenarbeit dreier Architekten entstanden ist, ist das Symbol des neuen, finnischen Geistes, der einfache, saubere Sachlichkeit sucht.

Helsinki, Turku (Aobo), Viipuri (Wiborg), und Tampere sind die größten Städte. Sie alle liegen im Süden des Landes, dem klimatisch günstigsten Teil. Weiter im Norden gibt es nur noch größere Ortschaften, Dörfer und weit abliegende vereinzelte Höfe.

Finnlands Reichtum ist der Wald. Die vielen Tausend Inseln und Landzungen sind meist dicht mit Fichten und Kiefern und in den nördlichen Gebieten mit Birken besetzt. Von besonderer landschaftlicher Schönheit ist das Seengebiet im Departement Mikkeli (unser Wort Michael!).

Von Lappeenranta (Villmannstrand) kann man mit einem kleinen Dampfer nahezu zwei Tage durch Seen, Verbindungsläufe oder auch Schleusen bis nach Kuopio hinauffahren. Ein gleichbleibendes Bild, das doch immer wechselt, Inseln und Seen, helle und dunkle Wälder, sonnenbestrahlte Granitufer.

Zu einem Höhepunkt gestaltet sich die Fahrt in der Gegend zwischen Punkasalmi und Punkahariu. Aber kaum hat man dieses Bild ganz in sich aufgenommen, so taucht schon ein Neues auf: Savonlinna, die herrliche alte Burg aus dem 14. Jahrhundert. Hier hatten sich viele heftige Kämpfe zwischen den Schweden und Russen abgespielt.

Jeder Reisende, der nach Finnland kommt, ist über die Billigkeit des Landes erstaunt. Besonders angenehm ist das auf der Eisenbahn, weil man so die Möglichkeit hat, weite Strecken zu fahren, ohne seine Kasse allzusehr zu belasten. (1000 km kosten ungefähr Fr. 12.50!) Von Kuopio fährt man über Kajaani nach Vaala, wo den Touristen ein ganz eigenartiges Vergnügen geboten wird: Eine Stromschnellenfahrt. Wir haben in der Schweiz seit der starken Inanspruchnahme der Flüsse durch Kraftwerke selten mehr Stromschnellen. So ist es ein ganz eigenartiger Moment, wenn man in ein sehr schmales, etwa 20—25 m langes Boot steigt und teils neben, teils aber auch mitten durch die Wellen hindurch saust; oft mit rasendem Tempo, dann wieder langsam, um nach kurzer Zeit in einer um so romantischeren Gegend knapp zwischen Ufer und Schnellen, vorbei an Lachsfanganlagen, den Oulujoki hinunterzufahren. An der Mündung dieses Oulustromes liegt die wichtigste Hafenstadt des baltischen Meerbusens: Oulu. Hier trifft man kein einziges Steinhaus mehr. Alles niedere grau-weiße Holzhäuser. Hier sind die Sommernächte keine eigentlichen Nächte mehr, sondern nur noch ein überwältigendes Farbenspiel der Dämmerung.

In wenigen Stunden trägt einem der Zug nach Rovaniemi, von

wo die einzige, 500 km lange Autostraße zum Eismeer führt. Aber wie ändert die Landschaft: Vereinzelte, viel kleinere Birken, immer weniger Bäume, mehr Büsche, Sträucher und weite Tundragebiete. Das Liebliche der finnischen Seenwelt hat aufgehört. Lappland hat einen strengeren, ernsteren Charakter. Am Inarisee vorbei gelangt man nach Petsamo und Linnahamari. Kahle Einöde, wenige, stark farbige Pflanzen. Eismeer, Mitternachtssonne, eventuell sogar Polarlicht. Aber der Name Eismeer ist für die Sommerzeit durchaus unzutreffend, denn Lappland ist von Ende Juni bis Mitte September so namenlos heiß und derart von Mücken heimgesucht, daß man sich ohne Teerpräparate überhaupt nicht schützen kann. Wenige bleiben daher oben, sondern fahren, nachdem die Eismeergelüste befriedigt sind, so schnell wie möglich wieder nach „Süden“, um sich noch das berühmte russische Kloster Valamo im Ladogasee anzusehen, das landschaftlich ganz wunderbar liegt.

Dann auch die Imatrafälle, die dem Besucher durch die ungeheuren Wassermengen einen großen Eindruck machen.

Viipuri ist der große Handelshafen am finnischen Meerbusen. Es ist eine moderne Großstadt. Nur die alte Burg und der Tornio zeugen noch von Geschichte.

Den südwestlichen Teil Finnlands bewohnen die „Karelier“, ein lebenslustiges, vergnügtes, gastfreundliches Volk. Ihnen ganz entgegengesetzt sind die „Tawasten“, hellblonde, ernste, oft sehr verschlossene Menschen. Sie wohnen im Westen in den Gebieten um die frühere Hauptstadt des Landes, Turku. Während das Volk, von Holz und Zelluloseindustrie, sowie Fischerei lebt, sind die Tawasten bemüht, den Boden auch landwirtschaftlich auszunützen. Tatsächlich gedeiht in besonders günstigen Lagen sogar der Weizen.

Wenn man in ein fremdes Land fährt, so hat man oft Sorge wegen der Sprache. Das wird besonders bei Finnland ins Gewicht fallen, da das Finnische z. B. nicht weniger als 15 Kasus hat. Aber das wissen die Finnen und sind bemüht, auf die Fremden in jeder Weise einzugehen. Manche können Deutsch, viele jedenfalls Schwedisch. Und wie bald hat man ein danke, kiitos, oder ein bitte, olkaa hyvä, gelernt!

Etwas ganz besonders Schönes ist die wirklich erstaunliche Ehrlichkeit und Offenheit der Finnen. Es gibt auch in der finnischen Sprache keinen einzigen Fluch! Diese Menschen sind noch stark mit der Natur verbunden, sie sind bescheiden und anspruchslos in ihren Lebensansprüchen und sind dadurch zufrieden und innerlich ausgeglichen. So ist Finnland für den überhetzten Großstadtmenschen, der einmal seine „Hülle“ beiseitelegen möchte, um das Große in der Natur zu erleben, ein Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Es ist ein vielleicht noch einzig dastehendes Land von unberührter Natur-

Ihr Leben

versichert

KURT ZUPPINGER

Tel. 49.598 Höhestraße 72 Zollikon - Zürich

Zahnarzt

Dr. med. F. Romang

Zürichbergstraße 17

Apotheke Eidenbenz

Telephon 26.220

Studierende 10% Rabatt

Schweizerische Trachtenstube

erteilt Auskunft in allen Trachtenfragen, vermittelt Anfertigung von Schweizertrachten, veranstaltet Vorträge über Volkstrachten, Volksgesang, Volkstanz, Volkskunst, Kostümkunde

Permanente Ausstellung von Volkstrachten

Verkauf von Schweizer Erzeugnissen: Tessiner- und Walliserhalstücher und Schürzen, Goldbrokate, unbeschwerte reine Seidenstoffe. — Miettrachten —

Geöffnet von 10—12 Uhr und 2—4 Uhr, ausgenommen Sonntag nachmittags

Neumarkt Nr. 13

Haus zum „Mohrenkopf“



Sind Sie durch Ihr Studium

müde und abgespant, so erreichen Sie Ihr frisches, blühendes Aussehen durch Bestrahlungen in dem ärztlich empfohlenen

Institut „Dorette“ *Gartenstraße 25 (3) Lift*
Telephon 70.985

O. REINHARD, COIFFEUR

DAMEN - Universitätstraße 21 - HERREN

Tel. 44.866

HOTEL-RESTAURANT PLATTENHOF ZÜRICH 7

Zürichbergstr. 19, Tramhaltestelle Nähe Hochschulen

Neu renoviert!

Zimmer mit fließendem Wasser, monatlich Fr. 60.— bis 70.—, Mittag- und Abendessen im Abonnement Fr. 1.65.

Gepflegte Küche

Höflichst empfiehlt sich H. Studer.

Spülen Sie den Mund mit

Borosmint

Herrlich erfrischendes, antiseptisches **Mundwasser**. Nimmt den unangenehmen Mundgeruch und Raucheratem. Unentbehrlich zur Ausübung einer modernen Mund- u. Zahnpflege. Fl. à Fr. 2.— und 3.50.

Winkelried-Apotheke, Zürich 6

Dr. F. Nipkow

CAPITOL

WEINBERGSTRASSE 9

Das bevorzugte Theater der HH. Studenten

bringt stets die neuesten
und besten internatio-
nalen Filme

Täglich: 3, 5¹/₄ und 8¹/₄ Uhr



Hochschulstudenten

besuchen mit Vorteil unsere Spezialkurse in
Buchführung, Bilanzkunde, Maschinens-
schreiben, Stenographie, Fremdspra-
chen und Korrespondenz

Tages- und Abendkurse. Einzelunterricht
Prospekte d. d. Sekretariat. Tel. 33.325

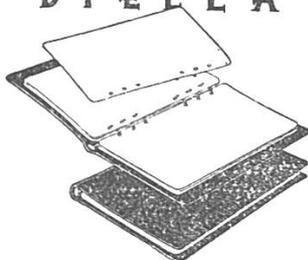
SPORTHAUS Olympia

Zürich 1. Marktgasse 10
b. Rathaus

Ski-Ausrüstung
ki-Bekleidung
chlittschuhe + Sportschuhe
Lederbekleidung

nirgends besser, nirgends billiger

BIELLA



— Ringbücher für Studenten

Acto

6 Ringe

Academia

2 Ringe

auch Klemm-Mappen

vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft

RESTAURANT FLÜHGASSE

Selbstgepflegte Weine. Jeden Samstag und Sonntag selbstgebackene
Wähen und Bauernbrot. Höflich empfiehlt sich HCH. UNHOLZ



**ZINNKANNEN, Teller, Zuckerdosen,
Brotkörbe, Leuchter etc.**

sind jederzeit beliebte Festgeschenke
Verlangen Sie Katalog

A. Rapold, Schlüsselgasse 3, Zürich 1
Zinngießerei und Reparaturwerkstätte

schönheit und Harmonie. Jeder, der einmal in Finnland gewesen ist, wird den stillen Wunsch haben, bald wieder einmal „dort hinauf“ zu können, denn er hat dieses Land lieben gelernt. **Fritz Fiechter**, med.

BALL IM PYRENÄENSTÄDTCHEN.

Die Hebamme heißt Madame Castagou, der Berg Mont Canigou. Das klingt merkwürdig ähnlich, und irgendwie kann man diese Ähnlichkeit auch an andern Dingen ablesen: Wenn der Canigou sich in Donnerrollen und finstre Wolken hüllt, gibt es abends Regen. Wenn Madame Castagou, die schon rein äußerlich einem Bergmassiv gleicht, mit umwölkter Stirn in ihrem Gärtchen steht und donnerähnliche Flüche vom Walkürenfelsens ihres Busens zu Tale sendet, gibt es abends — Ball.

Das ist zwar von seiten Madame Castagous eine etwas engherzige Einstellung. Denn schließlich sind neun von zehn Heiraten in der Taltschaft aus Ballbekanntschaften hervorgegangen, und da nun einmal hierzulande die Dinge noch weniger als anderswo übernatürlichen Verlauf nehmen, war wiederum in neun von zehn Fällen das schließliche Resultat ein unaufhörlicher Kindersegen, dem die donnernde Madame Castagou mit triumphierendem Lächeln auf die Beine helfen durfte.

Ja, ja, es gibt Leute, die weder die Bäume noch den Wald sehen. Madame Castagou sieht weder die Heiraten noch den Kindersegen. Sie sieht bloß das Unschickliche der Angelegenheit, das zum Überfluß mit fürchterlichem Lärm verbunden ist. Sie wird bis Mitternacht kein Auge schließen können und Biquette, die Ziege, in der Küche einquartieren müssen, weil dort mehr Ruhe ist und nur der behäbige Geselle Canigou durchs Fenster blickt. Der Ziegenstall hingegen steht mitten im Trubel, und da ist es schon vorgekommen, daß man die arme Biquette aus ihren altjüngferlichen Träumen geholt, sie unter Pauken- und Trompetenklängen im Tanzsaal spazieren geführt und ihr schließlich die Füße des alten Hausierers Fernand zu lecken gegeben hat, welcher in einer Ecke eingenickt war und nun entsetzliche Lachsalven von sich gab, ohne dabei Anstalten zum Aufwachen zu treffen.

Wenn Madame Castagou zu Demonstrationszwecken sämtliche Läden ihrer Behausung verriegelt hat und mit Biquette als abziehendes Gewitter im Rachen ihrer Haustüre entschwindet, geht drüben im „Théâtre des Variétés“ das Fest los. Auf der Terrasse des Cafés sitzen die Spießer der Stadt schon dichtgedrängt, um sich nichts vom glanzvollen Einzug der Gäste entgehen zu lassen. Später, wenn sie ihre Frauen in sicherer Obhut eines gesunden Schlummers wissen werden, wird der Kellner bedeutungsvoll mit den Augen zwinkern und sie in eine dunkle Ecke des Cafés führen, wo man nach Erklim-

mung einer Pyramide aus übereinandergestülpten Stühlen durch faustgroße Deckenlöcher einen genußreichen Blick in den Ballsaal haben wird. Spießer finden nun einmal die Frauen aus der Froschperspektive am Interessantesten.

Unterdessen entfaltet sich vor dem Eingang des Freudentempels tolle Eleganz. Um Biquettes vereinsamten Stall biegen die Wagen zu je einer Eselskraft. Das geschieht ohne sonderlichen Schneid. Aber wenn man vor der Spießerterrasse anhält, sich von hundert Augen bestaunt fühlt und in der Lichtfülle der zwei an eisernen Girlanden baumelnden Lampenkugeln beglückt und verschämt den Blick zu Boden senkt, erwacht in jeder der schüchternen Dorfschönen ein Stück Filmdiva. Mit wippenden Hüften und betörendem Lächeln durchmessen sie den kleinen Vorplatz und schwingen sich gar anmutig über die paar Stufen, die zum Ballsaal emporführen, indes in ihrem Kielwasser je eine rundliche, in schwarze Spitzen gewickelte Masse schnatternd nach Atem ringt. Das sind die Ballgevatterinnen, die verantwortungsreichen Schutzengel der tanzlustigen Dämchen. Gleich zu Beginn sind sie ein Ausbund an gackernder Aufgebrachtheit. Denn im festlichen Licht der Lampenkugeln zeigen sich auf dem mit üppiger Seide überfluteten Unaussprechlichen ihrer Schutzbefohlenen deutlich die Spuren zerquetschter Weinbeeren. Das sind die Überreste der Traubenernte, die man vom Wagen zu wischen vergaß und sich in der Eile als fatales Sitzpolster auserkoren hat.

Auf der Galerie sitzt seit Stunden der Nachwuchs und lutscht mit andächtiger Ausdauer am Geländer. Jetzt entsteht da ein beängstigendes Gewoge wie von einem herankriechenden Schwarm schwarzer Tintenfische. Es sind die Gevatterinnen. Sie treiben die Kinder in die Enge und plustern sich auf den eroberten Plätzen auf, als gäbe es da Eier auszubrüten. Nun hängen sie als finstere Gewitterwolken in den Saal hinein, bereit, das Gift ihrer bösen Zungen über jedem ungeschorenen Haupte zu entladen.

Aber das Tanzparkett strotzt vor Sittsamkeit. Noch sind die Geschlechter getrennt. Männer und Frauen tanzen für sich, die Frauen als schmiegsame Kätzchen, die Männer als lächerlich verkrampfte Schimpansenpaare. Da — eine krächzende Fanfare, und der Bann ist gebrochen. Baskenmützen schrauben sich in die Lüfte. Der Saal ertrinkt in einem einzigen Freudenschrei. Die Frauen fliegen von Männerarm zu Männerarm, bis sich die Paare gefunden haben und gleich Kreiseln über das Parkett fegen. Rasende Geschwindigkeit, nicht sanftes Wiegen, kennzeichnet hierzulande den Walzer. Die Gevatterinnen sind ein einziges wohlwollendes Auflachen, die Kinder ein quietschendes Durcheinander junger Schweinchen. Die Galerie schlägt Wellen der Daseinsfreude und kracht in ihren Fugen.

In den Pausen scheint die Stimmung vorübergehend abzuflauen. Aber der Schalk Kupido bleibt rege. Da gibt es als einzige Sitzge-

legenheit ein paar wacklige Bänke. Wenn nun so ein verliebter Bengel Glück hat, kommt er am einen und seine Angebetete am andern Ende zu sitzen, und will er sich ihr dann in zarter Zuneigung bemerkbar machen, so läßt er sie durch eine entsprechende blitzartige Verschiebung seines Körpergewichts in die Luft hopsen, was sie mit dankbarem Kreischen quittiert. Das ist der einzige Gefühlsaustausch, welchen sich Liebende unter dem drohenden Giftgeschütz der Gevatterinnen gestatten dürfen.

Auch Mauerblümchen gibt es. Doch sie tragen ihr Schicksal mit Anmut. Der Tanzsaal ist von außen von einem Kranz winziger Balkone umsäumt. Das sind die Jardinières für Mauerblümchen. Hier wiegen und biegen sie sich im Takte der Musik, und ihre kecken Silhouetten locken den letzten Hagestolz von der Gasse.

Die Gevatterinnen kleben noch immer am Geländer der Galerie und sind mit Kindern garniert wie mächtige Bratgänse mit Zwiebelköpfchen. Man tuschelt aufgeregt, als gäbe es am Ring der Börse Papiere zu handeln. Die Mutmaßungen lauten „Er nimmt sie!“ oder „Er nimmt sie nicht!“ Die Entscheidung drängt. Die Zeiger rücken auf elf Uhr. Und wer weiß, wann man wieder Gelegenheit haben wird, die kleine Véronique unter heiratslustige Jünglinge zu bringen!

Ein metallenes Klirren macht dem Fest ein Ende. Es ist das Klirren des Geldes. Die Musik versickert darin wie ein Tropfen Kaffee in einem Sack Zucker. Der bucklige Kassier ist durch den Saal gehumpelt gekommen, unter dem Arm eine Kassetten mit den Einnahmen des Abends. Das bedeutet für die Kapelle die Auszahlung des Honorars. Wo die Finanzen anfangen, hören Kunst und Idealismus auf. Die Musikanten füllen sich die Taschen und räumen panikartig das Feld.

Der Canigou steckt in einem Heiligenschein aus silbernem Mondlicht. Das steht seiner verschmitzten Gutmütigkeit nicht übel. Auch Madame Castagou wird morgen als verklärte Monumentalstatue im Gärtchen stehen und sich von vorbeieilenden Bürgersfrauen erzählen lassen, daß man an der diesjährigen Weihnacht ziemlich sicher mit sieben Verlobungen rechnen könne.

Fred Birman.

KOMMILITONEN BEIDER HOCHSCHULEN!

Den 81. Geburtstag unseres Polys wollen wir mit einem frohen Feste begehen.

Am Morgen findet im Auditorium Maximum eine offizielle Feier statt, am Abend wollen wir uns, Professoren und Studenten, zu einem Ball im Grand-Hotel Dolder zusammenfinden. Alle, welche am letzten Poly-Ball teilgenommen haben, werden diesen noch in freudiger Erinnerung haben.

Wieder sind unsere Architekten emsig an der Arbeit, und viele Augenpaare werden ihr Werk bewundern können. Mit gerissenen Produktionen unserer Schauspieler werden wir Sie unterhalten, und eine Tombola wird viele überraschen. Der Reingewinn soll uns wieder einen Schritt unserem Traume, dem „Hochschulsportplatz“, näherbringen.

Die Eintrittspreise sind wie letztes Jahr festgesetzt:

Paarkarten für Dozenten, Altakademiker und Gäste	Fr. 10.—
Einzelkarten für Dozenten, Altakademiker und Gäste	„ 6.—
Paarkarten für Studierende	„ 6.—
Einzelkarten für Studierende	„ 4.—

Inbegriffen in diesen Preisen sind Billettsteuer und Fahrt mit Dolderbahn und Autobus. Die Karten können bezogen werden bei Hüni, Musikhaus; auf der Zentralstelle der Universität; an der E.T.H. bei Hausmeister Kuster, Hauptgebäude 13b; auf dem Sekretariat des VSETH., Hauptgebäude 46a, sowie bei den Fachvereinen.

Tenue: Dunkle Kleidung.

Kommilitonen, helft mit zum guten Gelingen unseres Festes und kommt zum Dolder am 20. N o v e m b e r.

Der Präsident der Ballkommission: **Werner Forrer.**

STUDENTENBERATUNG.

Professor Dr. S i e g m u n d - S c h u l t z e hält seit Beginn des Wintersemesters seine Sprechstunden in den ihm von der Universität hierfür zur Verfügung gestellten Räumen Nr. 25/26 des Stockargutes (Künstlergasse 15), das heißt unmittelbar unter der Universität in der Richtung zur Stadt hin. Die Sprechstunden finden statt:

Dienstag und Donnerstag von 18—19 Uhr,
Mittwoch und Freitag von 11—12 Uhr.

Zusammenkünfte an anderen Orten, etwa in der Wohnung oder im Studentenheim, sollten telephonisch verabredet werden (26.081).

STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.

Wintersemester 1936/37.

Präsident der Studentenschaft:

Kubli Friedrich, oec., Universitätstraße 11, Zürich.

Sprechstunde: Mittwoch und Freitag 9—10 Uhr, Künstlergasse 15,
Zimmer 21.

Kleiner Studentenrat:

Präsident: Kubli Friedrich, oec.
Vizepräsident: Bruhin, Jean, med.
Quästor: Calboli Walter, phil. II.
Aktuar: Fischer Karl, phil. I.
Beisitzer: Spieß Arnold, iur.

Präsident des Großen Studentenrates:

Boesch Walter, iur., Haselweg 1, Zürich.

EIDG. TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Von Juni 1936 bis Oktober 1936 haben an der Eidg. Technischen Hochschule den Dokortitel erworben:

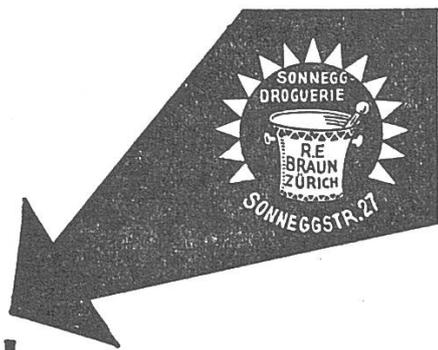
Abteilung		Dr. sc.
II	Kornfeld, Hans, dipl. Bauingenieur, von Wien	techn.
II	Mortada, Sayyed Ali, Bauingenieur, von Kairo	techn.
III	Studer, Hans Luzi, dipl. Masch.-Ing., von Aarau u. Wittnau	techn.
IV	Aeschlimann, Max, dipl. Ing.-Chem., von Wallisellen	techn.
IV	Bossard, Werner, dipl. Ing.-Chem., von Zug	techn.
IV	Ehmann, Ludwig, dipl. Ing.-Chem., von Ernetschwil	techn.
IV	Furrer, Hans Rud., dipl. Ing.-Chem., von Sternenbergl	techn.
IV	Hofmann, Klaus, dipl. Ing.-Chem., von Schönenwerd	techn.
IV	Kopp, Thomas, dipl. Ing.-Chem., von Luzern	techn.
IV	Morsmann, Hendrik, dipl. Ing.-Chem., von Hengelo	techn.
IV	Walter, Johann, dipl. Ing.-Chem., von Neuheim	techn.
V	Baeschlin, Ernst, dipl. Apotheker, von Schaffhausen	nat.
V	Gschwind, Hans, dipl. Apotheker, von Solothurn	nat.
V	Hasler, Oskar, dipl. Apotheker, von Männedorf	nat.
V	Meyer, Oskar, dipl. Apotheker, von Ermatingen	nat.
VII	Buchli, Matheus, dipl. Ing.-Agr., von Versam	techn.
IX	Bossard, Lucien, dipl. Mathem., von Zug	math.
IX	Stiefel, Eduard, dipl. Mathem., von Zürich	math.
X	Aulich, Kurt, dipl. Naturwiss., von Olten	nat.
X	Mittelholzer, Adolf, dipl. Naturwiss., von Herisau	nat.

Der Sekretär des Rektorats der Eidg. Technischen Hochschule.

Redaktionsschluß für die Dezember-Nummer: Ende November.

Zuschriften sind an den neuen Redaktor des Zürcher Student:
Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.



Hohen Rabatt

erhalten Studierende in der

SONNEGG-DROGUERIE

SONNEGGSTRASSE 27, ZÜRICH 6
Nähe Hochschulen

Grosse Auswahl in Toilette-
und Parfumerie-Artikeln

Beim

SPORT

befriedigt einzig die
Qualität!

Kaufen Sie darum im
Sport-Spezialgeschäft

SPORTHAUS UTO

am Bahnhofplatz in Zürich

Tel. 36.949

Stud. 5% Rabatt

Winterkatalog gratis



Am Central



42.369

Lieferung ins Haus - Nahe bei den Hochschulen und Bahnhof

SKI-

Professoren und Studenten
Kauft nur bei Inserenten.
Wenn Lebensmittel, dann von Nido,
So was feines war noch nie do.

und Hüttenproviant

Liqueur-Krüge

für Geschenkzwecke

wie nirgendwo!